Symphonie.

Ein Gedichtbuch

von

Carl Busse, Franz Evers, Georg E. Geilfus,
Victor Hardung Julius, Vanselow.

Herausgegeben

von

Franz Evers.

Das Banner winkt, ich laß' es nicht,
Ich halte es fest, bis das Auge bricht
Und die Sonne die Sonne siegt.
Hell schimmert's auf durch Nebel und Rauch,
Wenn von der Freiheit ein Flammenhauch
Auf allen Stirnen liegt.

München

Münchner Handelsdruckerei und Verlagsanstalt M. Poeßl

1892.

Symphonie.

Symphonie.

Ein Gedichtbuch

von

Carl Busse, Franz Evers, Georg E. Geilfus,
Victor Hardung, Julius Vanselow.

Herausgegeben

von

Franz Evers.

Das Banner winkt, ich laß' es nicht,
Ich halte es fest, bis das Auge bricht
Und die Sonne die Sonne siegt.
Hell schimmert's auf durch Nebel und Rauch,
Wenn von der Freiheit ein Flammenhauch
Auf allen Stirnen liegt.

München

Münchner Handelsdruckerei und Verlagsanstalt M. Poeßl

1892.

An die „Alten"

Laßt unser Streiten und Schwatzen,
Ihr Herrn, euch ruhig gefalln,
Wir kämpfen nur gegen Spatzen
Und wollen Nachtigalln.

Wir kommen dabei in Feuer
Und machen ästhetischen Dunst,
Wir reden z. B. von „neuer",
Und wollen „große" Kunst.

Wenn uns ein Dichter böte
Den goldnen Klang, das Lied
Des jungen Wolfgang Goethe,
Das auf zur Sonne zieht —

Dann hätten wir die erflehte,
Die große und „neue" Kunst,
Wo jetzt der Hans und die Grethe,
Das lyrische Kruppzeug, grunzt.

In die großen Dichterbahnen
Lenken wir wieder ein,
Und grüßen mit wehenden Fahnen
Natur und Sonnenschein!

Carl Busse.

An die „Jungen"

Laßt endlich doch das Lärmen,
Das Größenwahngethu,
Laßt das Messiasschwärmen
Und haltet endlich Ruh.

Es haben die Alten gesungen
Ihr Lied wohl gut und schlecht —
Nun eure Kraft, ihr „Jungen"!
Doch nicht im Wortgefecht!

Kein Schlagwort, keine Richtung,
Kein hohles Phrasengekling!
Und wetternde Vernichtung
Jetzt jedem Dichterling!

Ein Lied aus voller Lunge!
Kein Selbstberäuchrungsdunst! —
So schafft ihr die Goethejunge,
Die „neue", die große Kunst.

In die großen Dichterbahnen
Lenkt jubelnd wieder ein,
Und grüßt mit wehenden Fahnen
Natur und Sonnenschein!

Franz Evers.

„Licht den Lebendigen!“

Unser Credo.

(Lyrische Rhapsodie.)

Motto:
Herniederschau'n die Genien der Zeiten
Und aus den Strahlen dieses Morgens weben
Ein neues Schicksal sie, ein neues Leben.
Robert Hamerling.

Heiße Liebe zu dir, mein Volk, schwellt uns den Busen — Dir gilt unser Hoffen und Streben, dir und dem Genius, der dich schützt und uns! Dein Blut ist's, das in unsern Adern rollt und jugendkräftig und frisch zum Herzen drängt — All unser Schaffen und Thun, dir weihen wir's.

Daß wir im Anfange der Neuen Tage stehen, wissen wir alle. Eine litterarische Jugend ist auf den Kampfplatz getreten und mit ihr ist ein Sturm losgebrochen, der über ein morsches, vertrocknetes Schrifttum hinwegbraust seinem leuchtenden Ziele zu. Alle schädlichen und untauglichen Stoffe werden im großen Gährungsprozesse dieser Zeit ausgeschieden, und aus all dem aufschäumenden Durcheinander wird sich zuletzt der reine, ätherhelle Wein herausklären, die echte und wahre Kunst. Sie wird unsere Geisteserben auf die ersehnte Sonnenhöhe führen, sie wird den nach uns kommenden Geschlechtern ein Born sein, an dem sich alle erquicken: ein Lebensquell — und dem Volke ein Heiligtum, ein geweihter Tempel. Erst dann ist sie angebrochen, die Zeit der Befreiung. Wir stehen noch nicht im Zeichen ihres Lichtes — schwarze Gewitterwolken hängen am Himmel, helle

Blitze zucken hin und wieder auf — aber wir ahnen sie, und diese Ahnung kann uns nicht täuschen. Nach diesem Vormärz wird ein Frühling kommen, für den wir kämpfen und fallen — dann wird sie einherfahren auf klingendem Wagen, vorbei an uns — und in unser brechendes Auge fällt noch ein Schimmer ihres Glanzes. Schon bebt die Erde ihrem Segen entgegen — und im Ost flammt es auf — hellrot! — zukunftverheißender Fackelschein! Von den Höhen hallt ein langgezogenes Hallali, der Frühruf des jungen Morgens. Wir hören ihn und jauchzen des Kampfes; und das ist unser modernes Ideal: eine lebendige und befreiende Kunst! — Keine religiöse, keine politische Tendenz soll den Künstler beeinflussen — er ist darüber erhaben. Er soll ein Prophet sein und der Menschheit ein Fackelträger! — —

Wir stehen festen Fußes auf dem Boden unserer Erde, mitten im Gewoge des Lebens — an unser Herz schlagen die Wellen der neuen Zeit — modern wollen wir sein, eins mit dem Volke, dem wir entsprossen, denn nur darin wurzelt unsere Kraft. All sein Leid und Elend soll uns durchzittern, all sein Glück wollen wir mitfühlen. Aber wir wollen auch den höchsten Flug wagen, und durch Nebel und Nachtgewölk sonnenauf streben, in Welten und Weiten, die dem am Staube klebenden Alltagsmenschen ewig fern bleiben — dem Lichte entgegen.

* * *

O ihr Finsterlinge, öffnet die Augen! Seht ihr nicht, wie sich die Wolken mit Purpur überziehen — es dämmert — heller und heller wird es — golden flimmert das Licht des jungen Morgens auf die harrende Erde: dein Bote, o Weltgeist! Wie der Wind rauscht über die blühenden Fluren — tief in die Herzen klingt seine Siegesmelodie — immer heller, immer leuchtender flutet es herab — Sonnenblitze durchzucken den Äther — und

du erscheinst in deiner Pracht — Herr der Welt! — Blendende Flammen umleuchten dein heiliges Haupt —
Des Mundes Odem haucht der Begeisterung Feuer
Uns in die Seele!
Und wir schauen, trunken vom Lichte,
Dir ins hehre, flammenreine Auge,
Und entgegenleuchtet aus seinem Glanze
Uns die ganze Welt, das weite All...
Segnend hebst du die Hand, aus Opferschalen
Gießest du mild der Ewigkeit Balsam aus:
Liebe fließt hernieder, unendliche Liebe
Quillt in Lebenswogen herab zur Erde.
Alle atmen den Hauch des neuen Lebens,
Schlürfen der reinen Freude Göttertrank —
Und am Endziel reichen Sonnenstrebens
Hell auf ihren Scheitel die Freiheit sank!
Hosianna!

Franz Evers.

Motti:

An das zwanzigste Jahrhundert!

. . . .

Unser Blut treibt neue Säfte,
Unser Mark trinkt neue Kräfte,
Unsre Adern klopfen weit.
Miteinander so zu bauen,
Einig, einig voll Vertrauen,
Heil dem Tag, der so befreit.

Wirf die Thore auf, Jahrhundert,
Komm herab, begrüßt, bewundert,
Sonnenleuchtend, morgenklar,
Keine Krone trägst du golden,
Doch ein Kranz von duftigholden
Frühlingsrosen schmückt dein Haar.

Heinrich Hart.

Euch Kommenden vorauf fliegt unser Geist,
Ein Feuer in der Nacht, der euch die Pfade
Zum grünen Wunderland der Seligen weist,
Zum blühenden Land der Liebe und der Gnade;
Weit öffnen wir für euch das goldne Thor
Der Himmelsstadt, und auf die sonnigen Warten
Und Zinnen pflanzen wir die leuchtenden Standarten
Jubelnden, jauchzenden Mundes: „Empor! Empor!“

Julius Hart.

Kein rückwärts schauender Prophet,
Geblendet durch unfaßliche Idole,
Modern sei der Poet,
Modern vom Scheitel bis zur Sohle.

Arno Holz.

Wir stehen am Scheidepfahle. Wir gehen hinein in die Weite!
Uns giebt die Hoffnung auf hellere Tage — auf Tage des Glücks! — das Geleite!
Und mag über Leichen und Trümmer der Weg zum neuen Leben auch gehn:
Wir wollen, daß endlich zu Ende sich kämpft der ewige Kampf um das Rechte!
Wir wollen, daß endlich der Tag des Zorns aufleuchte diesem Geschlechte!
Und der Sonne der Zukunft — ihr wollen auch wir in die herrlichen Augen sehn!

John Henry Mackay.

Durch Qual zur Kunst! Allfrei vom Haß der Masse
Ruf deine Rhythmen, ruf zum kühnen Chor!
Die Kunst ist frei: Der Freiheit eine Gasse!
Mit hellem Spiel durchs dunkle Zukunftsthor!

Karl Henckell.

Der Horeb glüht im Morgenbrand,
Im Purpurblut der Sonne;
Fern lacht der Freiheit heil'ges Land
Und winkt zu ewiger Wonne.
Es naht in Kraft und Herrlichkeit
Des alten Rechts Erneuer;
Laut aus dem Dornbusch unsrer Zeit
Spricht Gott in lohendem Feuer.

Maurice von Stern.

Es ist ein Ziel gesteckt — die Flagge weht —
rot ist ihr Tuch und golden ihre Sterne . . .

Otto Erich.

Nun nahe, du Tag! Nun hebe dich rot —
Blutrot aus der Zukunft Wogen!
Nun künde dein Menschenerlösungsgebot,
Von Friedenstauben umflogen!
Ein jeder von uns ist dein kampffroher Sohn, --
Hat deine Mission begriffen, —
Hat blank für deine Revolution
Seines Geistes Schwert geschliffen!

Hermann Conradi †.

Dornröschen schläft.

Dornröschen schläft! Still liegt das stolze Schloß,
In Schlummerbanden starrt der Diener Troß,
Erloschen ist der Säulen Glanzgefunkel,
Und durch die Hallen gähnt ein ödes Dunkel.
Der Schlaf, dem klangberaubten Tod verwandt,
Hält selbst die Zinnen zauberstark umspannt.
Es wuchern Dornen, wo einst Rosen glühten,
Und Steine starren, wo Fontänen sprühten.

Dornröschen schläft! — Doch naht der Prinz zum Kuß.
Schon flammt ums Schloß ein Sonnenstrahlenguß.
In Gold die Nebel ob den Türmen rinnen,
Und Lichtgewölk umwallt die zackigen Zinnen.
Trompetenstöße, Waffenstrahlenglanz
Durch nahender Staub- und Duftatome Tanz,
Die Dornen zittern, und die Säulen beben,
Als flöss' hinein ein urgewaltig Leben.

Dornröschen schläft! Jungdeutschland, küß es wach! —
Entgegenglüht sein Herz dem Hochzeitstag,
Der Jugend Schöne ist ihm nicht entschwunden;
Es trägt die Stirn noch diademumwunden.
In ganzer stolzer Jugendherrlichkeit
Wird neu es blühn in neuverjüngter Zeit.
Jungdeutschland, auf! — Der Zauber bricht zusammen,
Und Rosen auf aus Dorn und Distel flammen.

Jungdeutschland, auf! — Dornröschen Poesie
Vernimmt das Rauschen deiner Symphonie.
Im Traume hört es trunken Zauberklänge,
Der Zukunft lenzgewaltige Gesänge.
Und Schloß und Hof und Wall und Thor und Hain,
Sie jauchzen mit der Säulen stolzen Reihn:
„Es naht der Prinz! — Des Zaubers Fesseln fallen,
Und Hochzeitsreigen tönen durch die Hallen.“

Julius Danselow.

In der Frühe.

Der Himmel diademt in Morgengold
Und Sonnenweihrauch duftet durch die Welt,
Frisch blüht das Leben, denn noch immer rollt
Der Strom der Zeit jungkräftig durch die Welt.

Noch immer ist versandet nicht der Quell,
Auf den der Nacht schwarzblauer Schleier sank,
Aus seinen Wellen loht es sonnenhell,
Dem neuen Leben reicht er frischen Trank.

Wir alle schlürfen von des Segens Flut,
Vom Born des Heiles unsre Lippe trinkt —
In unsern Adern rieselt Sonnenblut —
Weltmelodie uns in die Ohren klingt.

Das ist kein stilles, ruhiges Getön:
Ein Brausen ist's, halb wild, halb silberrein —
Akkorde rauschen stolz und glockenschön,
Frühfreiheit jauchzend, hell ins Land hinein.

Im Grunde wühlt's — die alte Erde bebt —
Frisch blüht das Leben, voll von Sonnendrang...
Die Zukunft ihren Nebelschleier hebt —
Und horcht — und lauscht dem jungen Freiheitssang.

Heil, Brüder, die ihr solcher Göttin glaubt!
Seht, wie die alte Zeit in Nebel sinkt!
Von Flügelschlägen rauscht's ob eurem Haupt —
Der Zukunft Adler sich zur Sonne schwingt.

Der Himmel diademt in Morgengold
Und Sonnenweihrauch duftet durch die Welt —
Frisch blüht das Leben, denn noch immer rollt
Der Strom der Zeit jungkräftig durch die Welt.

Franz Evers.

Frühlingspsalm.

Wieder hast du die Erde gesegnet,
Wieder kehrst du in heiliger Macht!
Wo die Sonne den Sternen begegnet,
Wallst du in glänzend erhabener Pracht.
Du bist der Geist, der in Wolken waltet,
Der aus den murmelnden Wellen spricht,
Du bist die Kraft, die das All gestaltet,
Als du gesprochen: Es werde Licht!

Du bist der Hauch, der kosend und lüstern
Um die süßatmende Blume schwebt,
Du bist im bebenden Zweige das Flüstern,
Du bist der Trieb, der im Saatkorn lebt;
Du bist der schützende Geist, der thronend
Über den Welten das All durchdringt
Und der im Regentropfen wohnend
Nährenden Segen der Erde bringt.

Im verlorenen Waldesgrunde
Ist deinem Kusse die Rose erwacht,
Und auf blühendem Mädchenmunde
Hast du leis ein Lächeln entfacht,
Und du waltest im fröhlichen Scherzen
Und in der Klage der bitteren Pein —
Und zum müden, zum trauernden Herzen
Sprichst du, es solle Friede sein.

Heilige Allmacht, Myriaden gebärend
Und Myriaden vernichtend zu Staub,
Mir auch gieb Kraft, die im Kampfe während
Überdauert der Zeiten Raub;
In mein stürmisches Herze sende
Liebe, die innig dein Geist durchweht,
Und in dich versunken vollende
Ich mein Leben wie ein Gebet.

Georg E. Geilfus.

Morgenfeier.

Es ist ein Leuchten aufgezogen
Am Himmelsrand in früher Stund',
Wenn noch des Sees kühle Wogen
Verschwiegen schlummern auf dem Grund,
Eh noch das Reh zum Tannenwalde
Zurück sich schleicht mit zagem Fuß,
Eh noch die Lerche von der Halde
Aufsteigt, dem jungen Tag zum Gruß.

Die Zweige nur rührt hin und wieder
Ein Hauch der traumhaft stillen Luft,
Und zögernd tropft zur Erde nieder
Von Blatt zu Blatt der Morgenduft;
Auf den verlornen Waldesbahnen
Ist's noch so kühl, so grabesstill —
Nur eine Amsel singt voll Ahnen,
Daß nun der Tag erwachen will.

Kennst du die Stunde, wo im Strahle
Des Frührotscheins der Aar sich wiegt
Und Vogelsang mit einemmale
Verkündet, daß die Sonne siegt,
Die Stunde, wo die Tannenwipfel
Ein zauberhafter Glanz umwebt,
Indessen fern am Bergesgipfel
Langsam die Sonne sich erhebt?

Da geht durch all die Waldeshallen
Ein mächtig brausend Morgenlied,
Und Töne tief und ernst entwallen
Den Zweigen, die der Sturm durchzieht —

Das ist ein Lied so vielgestaltig,
Das rastlos durch die Räume schweift,
Als ob der Weltgeist urgewaltig
In seine ew'ge Harfe greift.

Und von den Felsen, goldumwoben,
Wird schimmernd rückgestrahlt das Licht,
Bis es sich — tausendfach zerstoben —
Im Morgentau am Grase bricht,
Und über all die grünen Saaten
Geht jubelnd heller Lerchenschlag,
Selbst auf des Waldes kühlsten Pfaden
Küßt wach die Sonn' den Sommertag.

Und wer da nie hinausgetreten
In solcher heilig-ernsten Stund',
Der hat es nie gewußt, zu beten
So recht aus tiefstem Herzensgrund,
Der hat es nie gewußt, zu lauschen
Dem Wort, das Gras und Blume spricht,
Den goldnen Glanz, das tiefe Rauschen —
Oh, all die Pracht erfaßt er nicht.

Das ist die Stunde, wo die Blume
Kosend der Morgenwind umschwebt,
Und Gott aus seinem Heiligtume
Hervortritt, segnend, was da lebt.
Das ist die Stunde, wo im Strahle
Des Frührotscheins der Aar sich wiegt,
Und Lerchenschlag mit einem Male
Verkündet, daß die Sonne siegt.

Georg E. Geilfus.

Tagesanbruch.

Die Frührotflammen schlagen
Mächtig am Himmel hin —
Es steht auf glitzerndem Wagen
Des Tages Königin.

Vier Pferde mit blanken Zäumen
Bilden ihr Lichtgespann —
Sie wiehern laut und schäumen —
Ein Ruf — sie ziehen an —

Es schimmern die goldnen Mähnen,
Sie tropfen vom Morgenduft
Und flattern in vollen Strähnen
Hellglänzend durch die Luft.

Die Rosse schnauben und stampfen
Durch die erwachende Welt —
Die Sonnennebel dampfen
Rings über Thal und Feld.

Franz Evers.

Sonnenzug.

Im Osten zieht aus goldnem Thore
Sein Strahlengleis der Sonnenwagen,
Die Rosenwolkentrikolore
Voran die freien Lüfte tragen.
Der Herold leuchtend naht, der Morgen;
Ein ritterlicher, junger Held,
Schlägt er das schwarze Heer der Sorgen
Im Flammenharnisch aus dem Feld.

Es dampft das Thal, die Höhen blinken,
Der Morgen loht im jungen Glanze;
Die Schatten dämmertief versinken
Vor seiner Purpurflammenlanze.
Den Sturmhut löst er aus den Locken,
Streckt nach dem Kampf dann mühenreich
Die Rosenglieder in die Flocken
Des jungen Maiens blütenweich.

Doch bald treibt weiter ihn des jungen
Sturmblutes Drang im Siegesfluge,
Das jauchzt in ewigen Flammenzungen
Voran dem stolzen Sonnenzuge.
Das ist ein goldenwonnig Reifen;
Ein Dengeln zittert durch die Glut,
Ein Raunen, Flüstern, Halmenstreifen —
Und still das Feld im Mittag ruht.

Das ist ein Sommer traumbefangen,
Schwer sinkt der Blume Köpflein nieder —
Doch horch — welch seligtief Erbangen
Durchrieselt alle Halmenglieder . . .

Es rauschet in die stillen Weiten
Mit Silberklang das Sichelschwert
Und vor den Schnitter träumend gleiten
Die Halme hin, herbstfroh begehrt.

Und lenkt zum Abendrotportale
Des Sonnenwagens Goldgeflitter —
Bis zu des Tages letztem Strahle
Gönnt keine Ruhe sich der Schnitter.
Und klingt in lauen Dämmerwinden
Von Wonne schwer die reife Pracht,
Eilt er, die Garben noch zu binden,
Die schon gesunken vor der Nacht.

Dann sinnt er, mohnduft-müd geworden,
Den Erntekranz im Silberhaare,
Von arbeitsstillen Friedensborden,
Von trauter Feierabendsbahre.
Ein Stern schwebt über seinen Pfaden
Den Ewigkeiten leuchtend zu
Und selig klingt's: Du bist geladen
Zur süßen Ruh, zur süßen Ruh.

Victor Hardung.

Frühlenz.

Frühlenz umwallt die Berge
Und steigt ins tiefe Land;
Golddunst flirrt in den Thälern,
Es dampft die Felsenwand.

In leuchtend goldnen Wogen
Der Sonne Atem glüht,
Und Funken neuen Lebens
Die alte Erde sprüht.

Julius Vanselow.

Liebesfrühling.

Wie die Wolken sich wiegen und liegen
Gleich Schwänen im Himmelsblau —
Mein Herz will sonnenwärts fliegen,
Es ist in die Höhe gestiegen
Wie die Lerche über der Au.

Es weiß nicht, was es vor Wonne
Noch thun und lassen soll,
Es jubelt zur Lichtmadonne,
Es betet und jauchzt zur Sonne
Und ist so voll . . so voll.

Wer mochte ihm das wohl bringen?
Das that eines Haares Duft,
Nun will es vor Jubel zerspringen,
Nun will es singen und klingen
Wie die Lerche in der Luft.

Carl Busse.

Sonntag.

Ein bleiches Licht lag über allen Straßen
Und auf den Feldern war ein heiliger Friede
Und durch die Luft, unsichtbar jedem Auge,
Schritt Gott einher. —
Zerlumpte Bettler hockten
Vor einer Kirche, die im weichen Grün
Der Linden stand. Ein süßer Weihrauchduft
Quoll aus der Pforte und den bunten Fenstern,
Ein seltsam Singen tönte in die Welt,
In die ein Hauch schwomm, schwer und wunderbar
Wie die Erinnerung einer toten Liebe,
Ein Hauch von Kerzen, die zum Tode brannten . . .

Urplötzlich stille ward es dann . . die Orgel
Murrte nur hallend einen Ton noch nach
Hin in die Ruhe. Und ein Schauer kam.
Wie wenn in früher, sterniger Sommernacht
Aus Schlummerfernen melancholisch ziehend
Weichleise Klänge girren, und ein Schweigen
Mit einem Male rings die Nachtluft bannt
Und in das Schweigen ein verschlafner Brunnen
Rinnend nur plätschert, und erschrocken einhält —
Fiel in die Stille, abgebrochen, schauernd,
Das Tongegroll der Orgel . . .
Betend,
Die Lippen regend, die verschrumpften, fahlen,
Schlangen die Bettler lautlos um die Finger
Den Rosenkranz.

Es war ein bleiches Licht,
Wolkenentquellend, über jedem Lande,
Und in der Luft, zerfließend, rann der Weihrauch
Rings um die Kirche.
Über blühende Fluren
Mit segensvollen, sonnenweißen Händen
Schritt Gott einher.
In grauer Ferne starb
Der Bittgesang der Priester und der Bettler.
„Kyrie eleyson!“

Carl Busse.

Juli-Sonntag.

Der Sonntagswind streichelt das Binsenmeer,
Darüber huschen Libellen her.

Ein alter Fischer im Kahne ruht,
Und glänzend und gleißend dehnt sich die Flut.

Ein Rohrspatz schreit im Binsenmeer,
Vom Kloster läuten die Glocken her.

Sie wandeln die Weiten hinauf und hinab,
Der Alte nimmt betend die Mütze ab:

Der Sonntag geht über die Felder!

Carl Busse.

Sommervormittag.

Rings in rundblühenden Scharen
Steht roter Wiesenklee —
Es traben rote Husaren
Über die ferne Chaussee.

Leuchtende Sonnenkronen
Glühn über Land und Luft,
Es reiten die beiden Schwadronen
In lauter Glanz und Duft.

Die schmetternden Fanfaren
Durchklingen die Sommerruh —
Die roten Königshusaren
Reiten immerzu . . .

Carl Busse.

Sommermittag.

I.

Heiß ist der Tag. Den Tann durchhauchen
Die vollen warmen Mittagslüfte.
Aus den Thälern quellen, rauchen
Wolkig-weiß die Sommerdüfte.

Alles stille. Hin und her
Summen nur die kleinen Fliegen.
Matt im hellen Strahlenmeer
Brennend rings die Flächen liegen.

II.

Immer fließt das Sonnenblut
Strahlend durch die Felder.
Träumend in der Mittagsglut
Dehnen sich die Wälder.

Eines Hähers lauter Schrei
Durchstößt die Luft. Dann wieder
In das stumme Einerlei
Staunt die Stille nieder.

III.

Hoch steht die Sonne im Zenit.
Der Sommer kam nach langen
Dunklen Nächten mit heißem Schritt . . .
Doch du bist schlafen gegangen.

Der Himmel ruhig. Wolkenlos
Hält er die Welt umfangen.
Die Liebe wandelt heilig und groß . . .
Doch du bist schlafen gegangen.

Franz Evers.

Sommertag.

Nun lagert über Blatt und Kraut
Die tiefe Ruh von Sommertagen,
Ein Glockenton, ein Lerchenlaut
Wird durch das ganze Thal getragen.

Im sonnenhellen Grund erweckt
Der Schritt allein ein weiches Murren,
Zuweilen nur will aufgeschreckt
Das Feld entlang ein Rebhuhn surren.

Und es umquillt dein Angesicht
Das Sommerdüften der Syringen,
Es steht die Welt in lauter Licht,
Die Luft ist voll von Schmetterlingen.

Carl Busse.

Mittsommer.

Der Sommer geht in blanker Wehr
Durch die Felder hin und her.

Die Äcker liegen im weißen Licht.
Es ruht der Wind, er regt sich nicht.

Kein Hauch, kein Leben weit und breit.
Die Turmuhr kündet die Mittagszeit.

Die Glocken klingen voll und rein
Und schlafen leise wieder ein.

Die Strahlen fallen so heiß, so schwer.
Der Sommer wandert hin und her.

Franz Evers.

Im Park.

Wir sind in strömender Abendglut
Weit in den Park geraten,
An deinem Halse blitzen wie Blut
Tiefpurpurne Granaten.

Nun stehn wir beide verwirrt und stumm
Und keiner wagt zu sprechen,
Wir hören fast das Licht ringsum
Durch Sommerzweige brechen.

Der Park ist voll von Abendschein,
Kein Ort, der dunkel bliebe,
Und wir beide sind stumm und wir sind allein,
Allein mit unsrer Liebe.

Carl Busse.

Im Park.

Die Kastanienblüten
Duften durch die Nacht,
Sommerlich umfließt uns
Ihre Wunderpracht.

Wo die Brunnen rauschen
Lauschig und verträumt,
Wo in Marmorbecken
Weiß die Perlflut schäumt,

Wo auf dunklem Sockel
Aphrodite thront,
Rings im grünen Tempel
Ihre Liebe wohnt,

Haben wir gebetet
Zu dem Götterbild,
Haben ihm geopfert
Zügellos und wild,

Haben uns gegeben,
Was zu geben war —
Noch umfließt wie Lichtschein
Mich dein blondes Haar.

Deine Augen schimmern,
Sehnend wogt dein Leib —
Und mir ist, als wärst du
Jenes Götterweib —

Warme Winde rinnen
Leicht und sommersacht —
Die Kastanienblüten
Duften durch die Nacht . . .

Franz Evers.

Sommer.

Es kam ein Sommer voller Glanz
Und jeder Baum steht nun in Blüte,
Und alles schlingt sich einen Kranz
Von grünen Blättern um die Hüte.

Das mag ein wirres Düften sein
Von roten Nelken auf dem Beete,
An jedem Ort rankt wilder Wein
Sich klammernd um die Zaunstackete.

Von Vogelchören singt und klingt
Es jauchzend in den Sommerlanden,
Und frohes Menschenlachen dringt
Allüberall aus den Veranden.

Die Burschen ziehn mit leichtem Sinn
Hinwandernd längs den Weingeländen,
Und Rosen fliegen vor sie hin
Hellrot aus weißen Mädchenhänden.

Und frisch bekränzt vor Dorf und Feld
Ragt selbst das Holzbild der Madonne —
Es ist ein Jauchzen auf der Welt
Und auf der Welt ist nichts als Sonne.

Carl Busse.

Sommernacht.

Nun wird das Glänzen immer trüber
Und losch schon überm Parke aus,
Durch das Geblätter grüßt herüber
Verdämmernd noch das Schwanenhaus.

Die alten Götter der Hellenen
Schaun wie in starren Schlaf gebannt
Durchs dunkle Laub in weißem Sehnen
Und träumen noch von Griechenland.

Es wirft in weite Marmorbecken
Der Springquell seine Strahlen hin,
Noch wiegt sich hier und dort in Hecken
Flüsternd die Blumenkönigin . .

Und fern an weiße Marmorstufen
Plätschern die letzten Wellen sacht —
Und Wasservögel hörst du rufen
Noch manchmal durch die Sommernacht.

Carl Busse.

Sommernachtsidyll.

Ich ging zur Nacht über Rain und Feld,
Die Sterne standen über der Welt
Und glänzten rot wie geronnenes Blut . . .
Am Wege rechts lag ein Bauerngut.
Im Garten blühte Ligusterkraut,
Auf dem Strohdach hatten Störche gebaut,
Ein Kuhgebrüll aus einem Stall —
Sonst herrschte Ruhe überall.
Da plötzlich im Garten ein sachter Schritt,
Der hutsam über den Rasen tritt.
Ein leises Knurren — der Hund schlägt an,
Dann ist er ruhig, er kennt den Mann.
Und hinter den Scheiben, am Rankengeflecht,
Erwartet die Bauerndirne den Knecht,
Sie hat ihm das Fenster schon aufgemacht —
O du deutsche, herrliche Sommernacht!

Carl Busse.

Sommerregung.

Es war so still in weiter Runde,
Im Sommertraum lag die Natur,
Dann wie aus blühendem Mädchenmunde
Ging hell ein Lachen durch die Flur.

Doch bald verklang's zu stummer Feier
Leis' wie ein Blumenhauch verweht,
Auf glattem, unbewegtem Weiher
Liegt's wie ein letztes Dankgebet.

Franz Evers.

Spätsommer.

Warmer Hauch schwebt durch die Felder,
In des Tages letztem Schein
Stehen rings die Buchenwälder,
Glüht der graue Opferstein.

Alte Götterträume sinken
In der Blätter raschelnd Grün,
Alte Königskronen blinken,
Wo die Ginsterbüsche blühn.

Gelber Blüten Sonnenflimmer
Fließen hin in Dämmerblau,
Auf der Blätter grünen Schimmer
Stäubt der Sage Abendtau.

Franz Evers.

Dolce far niente.

Rotgoldnes Venetianerhaar
Rollt um die Stirn die fliederbleiche,
Es träumt dein frommes Augenpaar,
Das große, das madonnengleiche.

Es spielt ein bunter Schmetterling
Hin um dein Haupt mit weichem Fittich,
Und neben dir im goldnen Ring
Wiegt sich ein zahmer Wellensittich.

Und überall mit sachtem Schritt
Gehn durch den Park die Sommerwinde,
Sie tragen schwer den Dufthauch mit
Der blütenschwangren Silberlinde.

Hoch droben dehnt in weißer Ruh
Der Himmel sich, der spiegelglatte,
Und drunten träumst und lächelst du
Und wiegst dich in der Hängematte.

Carl Busse.

Haidebilder.

I.

Droben schimmert als letzter Stern
Das Auge der Nachtmadonne,
Morgenglocken künden von fern
Schon das Kommen der Sonne.

Aus dem einsamen Käthnerhaus
Kräuselt in grader Welle
Sich ein bläulicher Rauch heraus
In die Frühlichthelle.

Und die Königskerzen blühn
In gelbflockiger Seide —
Junges, rosiges Morgenglühn
Rötet Himmel und Haide.

II.

Bienengeflüster — sonst nichts!
Im Feuer des Sonnenlichts
Träumt die Haide in Mittagsruh. —
Es schläft jede Regung. Nur immerzu
Wie seufzende, heimliche Fieberstimmen
Im Kreise das Summen und Brummen der
Immen.
Mählich im glühenden Flammenschein
Schlummert auch ihr Gewisper ein . . .
Es raschelt ein Eidechs durchs niedrige Kraut,
Und wieder schläft alles, und wieder kein Laut,
Im lohenden Brande des Fieberlichts
Kein Flüstern mehr — kein Tönen — nichts!

III.

Ein ferner Hauch geht durch die Luft
Von umgebrochnen Ackerkrumen,
Es stehn in Glanz und Abendduft,
In Rot und Gelb die Haideblumen.

Flugmüde aus den Höhen zieht
Zur Blütenrast ein Sonnenfalter.
Im Röhricht singt als letztes Lied
Ein Vogel seinen Abendpsalter.

Das klingt und raschelt, girrt und zirpt,
Das ist ein weiches Schlummertönen,
Indeß im West der Tag erstirbt
In warmen, goldnen Farbentönen.

IV.

Schwarz über die blühende Haide
Reckt sich der Nacht Gesicht,
Das Holz der alten Weide
Geistert im Phosphorlicht . .

Es schauert des Windes Flügel
Noch einmal hier und da
Und über dem Haidehügel
Träumt Ginster und Erica.

Carl Busse.

Am Meer.

I.

Das Meer steht still — die Sonne fiel —
Ein feuchter Wind weht frisch und kühl,
Fern ruht im Frieden der Hafen.
Die Wellen rollen sacht an den Strand.
Ein Leiterwagen knarrt durch den Sand. —
Rings liegt die Flut wie verschlafen.

In tiefer Stille die Weite schweigt,
Der Tag das Haupt zur Ruhe neigt,
Blaß wird sein Schimmer und blasser.
Nur hin und wieder ein Mövenschrei,
Ein Vogelruf — dann ist alles vorbei —
Die Nacht rinnt über die Wasser.

II.

Es legen sich die Schatten
Der Düne auf das Land.
Im Mondlicht glänzt, im matten,
Der gelbe Ufersand.

Blaubleiche Schimmer steigen.
Ein letztes Atmen schwellt
Die Flut — und Götter neigen
Ihr Haupt zur dunklen Welt.

Franz Evers.

Strandbild.

Zackige Dünen, blendend weiß,
Leuchten schimmernd wie Gletschereis.
Wogen schäumen am Strande.

Schrill in den Lüften Mövengeschrei.
Trüb melancholisches Einerlei
Atmet aus glühendem Sande.

Julius Danselow.

Meeridyll.

Ein graues Riff mit grünem Moos
In blauer, dunkler Meeresflut,
Darüber die Sonne voll und groß,
Und heiß des Südens Sommerglut.
Und Stille rings — die dunkelblauen
Besonnten Wellen hüpfen leicht,
Nur leise plätschernd an die grauen
Tuff-Felsen, die der Wind umstreicht.
Nun läßt auch der die Klippen liegen
Und wandert weiter in der Sonne,
Die Wellen singen, die Wellen wiegen
Sich in der Glut in stiller Wonne.

Und aus dem Wasser taucht hervor
Ein Kopf mit silberblankem Haar,
Aufhorchend reckt er sich empor, —
Die Meerluft rings ist sommerklar. —
Dann hebt der Mann sich ganz ans Licht,
Die Flut trieft ihm vom feisten Nacken,

Er staunt mit lüsternem Gesicht
Scharfäugig nach den Felsenzacken.
Jetzt zerrt sein Mund sich in die Breite,
Mit Schreien, die satanisch gellen,
Springt er kopfüber in die Weite,
Zum Riffe durch die blauen Wellen.

Er hat den Felsen schnell erreicht,
Und klettert schon der Spitze zu,
Doch wie er auch behutsam schleicht,
Das Meerweib weckt er aus der Ruh.
Sie gleitet nach dem Klippenrand
Und ist dem Unhold leicht entflohen;
Der ballt die graubehaarte Hand
Zur Faust und will dem Weibe drohen.
Doch höhnisch schallt ihr wildes Lachen —
Wie ihre weißen vollen Brüste
Die wilde Gier in ihm entfachen
Und seine sinnlich-tollen Lüste.

Er springt ihr nach mit Wutgeschrei,
Sein Auge glotzt in irrem Glanz —
Er taumelt atemlos vorbei
Und streift nur ihren glatten Schwanz —
Er stürzt, — sein dicker Schädel schlägt
Zersplitternd auf die Felsenrippen —
Dann bleibt er liegen. — Rauschend trägt
Die Flut das Meerweib von den Klippen ....
Und Stille rings — die Felsen liegen
Leblos und ruhig in der Sonne —
Die Wellen singen, die Wellen wiegen
Sich in der Glut in stiller Wonne.

Franz Evers.

Meeresidylle.

Wellig und bauschend wie blaue Seide
Wandern die Wellen und wiegen sich sacht,
Drüben in rötlichem Glutenkleide
Lächelt der Mittag in strahlender Pracht.
Weiches, zitterndes Perlengeschäume
Und ein Lachen aus Nixenmund —
Süße, bethörende Sommerträume
Steigen und brodeln vom schimmernden Grund.

Aus den Wogen in goldenen Strähnen
Taucht ein Gelock; — und ein Brüstepaar,
Weich wie die Brüste von weißen Schwänen,
Bietet den blauenden Wellen sich dar.
Schlanke rosige Leiber heben
Sich aus leise rollender Flut —
Schlingendes, ringendes, jauchzendes Leben,
Mittagströmendes Sonnenblut!

Wie die Welle in lüsternem Sehnen
Um die geschmeidigen Körper rinnt,
Die sich wohlig wiegen und dehnen,
Matt umflogen vom Sommerwind!
Rudernde Arme und lachende Töne,
Wenn ein Nixlein das andere neckt,
Dumpfes Trompeten und wirres Gedröhne
Aus der Muschel, tigergefleckt.

Auf die strotzenden Brüste fallen
Schwer in schlingenden Kettenreihen
Purpurrosige Blutkorallen,
Blitzend beleuchtet vom Mittagsschein.

In den Locken in grünen Farben
Wirrt sich flechtendes Seegerank —
Goldne, fließende Sonnengarben,
Wellengemurmel und Nixensang!

Und ein Schreien und Lachen und Flüstern . . .
Tief vom Grunde ringt sich zum Licht
Prustend und planschend mit blähenden Nüstern
Lüstern=lächelnd ein Angesicht.
Täppisch=plump mit verlegenem Grinsen
Schüttelt es von sich der Wellen Getropf —
Weiße Rosen und dunkle Binsen
Schmücken kränzend den kahlen Kopf.

Seejungfraun schwimmen in kichernden Gruppen,
Zupfen ihn an dem Ziegenbart,
Wassermann klopft seine silbernen Schuppen,
Streichelt sein Antlitz, dunkel behaart,
Will die neckenden Mädchen greifen,
Patscht nach den schlanken Gestalten schon,
Aber furchend silberne Streifen
Sind ihm die schimmernden Leiber entflohn.

Das ist ein Johlen, das ist ein Tollen . . .
„Wassermann! Dummer Mann!" neckt ihn der Chor,
Vor ihm und neben ihm taucht oft mit vollen
Lüsternen Gliedern ein Nixlein empor . . .
Sommergold glüht auf die Wogengespielen —
Murmeln und Singen und Jauchzen umher —
Die Wellen raunen, die Wellen spielen —
Und Wassermann lacht übers ganze Meer.

Carl Busse.

Nachtsturm an der Nordsee.

Es kam ein Sturm über's Nordermeer,
Der jagte den Schlaf von den Kissen,
Und von der Blitze zuckendem Speer
Ward jäh die Nacht durchrissen.

Die Tannenwipfel bogen sich tief
An der See blaudüsteren Borden,
Was lang in des Donners Gegrolle schlief,
Heut' ist es zum Wetter geworden.

Ich stehe am Strande und starre gradaus
In der See gewaltiges Kochen,
Und dennoch fühl' ich im Nachtgebraus
Meine heißen Pulse pochen.

Es flammt und leuchtet so wunderbar
Goldgülden wie Lichtkorallen,
Der Regen platscht mir auf's nasse Haar,
Die Donner rollen und fallen.

Mein Ohr trinkt gierig des Sturms Geläut,
Mein Auge die Regenwogen,
Ist doch durch meine Seele heut
Ein gleiches Wetter gezogen.

Franz Evers.

Dämmerung.

Die Luft steht über dem Wasser
Lauwarm und schlummert ein,
Und blasser, immer blasser
Leuchtet der Abendschein.

Flugmüde durch die Lüfte
Einsam ein Reiher kreist —
Über die Höhn und Klüfte
Wandert der Dämmergeist . . .

Franz Evers.

Blütentraum.

Weltmüde geht der Tag zur Neige,
Verhüllt von weichem Abendflor;
Ein Leuchten rieselt durchs Gezweige
Und sprüht vom Grunde grün empor.
Und wieder dann hinabgesunken,
Im Rasen glüht's wie Feuerflaum
Und blinkt aus taudemantnen Funken,
Aus Augen, feucht im Liebestraum.

Da hebt sich schalkhaft still und leise
Vom Halmenpfühle warm ein Hauch,
Spinnt schmeichelnd ein in seine Kreise
Die Knospen, die versteckt am Strauch.
O junge Liebe, junge Lieder!
Der Busen bebt im seligen Weh,
Und aus des Kelches goldnem Mieder
Quillt rosenzart der Blütenschnee.

Es lacht ein liebes Grüßetauschen
Auf frühlingsfrohem Friedensgang;
Hoch in den Lüften raunt ein Rauschen
Wie fernverwehter Sphärenklang.
Und Stimmen, die verborgen schliefen,
Sind, neuen Lebens froh, erwacht,
Und über sturmzerrissne Tiefen
Deckt ihren Blütentraum die Nacht.

Victor Hardung.

Abendsegen.

Auf die dunklen Kiefern
Sinkt des Mondes Licht,
Wie mit Silbernetzen
Es die Flur umflicht;
Von den Wolken rieselt
Düfteschwer die Nacht,
Dunkelblaue Schleier
Hüllen ihre Pracht.

Und der Sonne fallen
Müd die Augen zu,
Matten Flügelschlages
Schwebt der Tag zur Ruh;
Auf den weichen Wellen
Schlummert sein letztes Weh,
Bleiche Totenschatten
Fließen in den See.

Ahnungsvolles Rauschen
Stirbt im Nebelwehn,
Durch die feuchten Lüfte
Leichte Töne gehn,
Zarte Musik durchzittert
Rings die schweigende Flur,
Leises, girrendes Lallen
Singt in Schlaf die Natur.

Dunkle Kiefernwälder
Träumen schattenumschweift,
Durch die tauigen Felder
Grauer Nebel schleift,
Helle Silbertropfen
Fallen auf Baum und Strauch,
Aus den Erdenschollen
Quillt's wie Friedenshauch.

Franz Evers.

Lieder.

I.

Das ferne Rauschen selbst der Quellen
Verwehte längst und ging zur Ruh,
Den silberroten Mondeswellen
Neigt sich die nächtige Blüte zu.

Der weiße Flieder atmet leise,
Über des Südens Blütenpracht
Klingt eine wundersame Weise,
Und blau verdämmernd liegt die Nacht.

II.

Der Vögel Sonnenlieder starben,
Nachzitternd seiner Königin
Dehnt blaß sich und orangefarben
Der weite Abendhimmel hin.

Und schwüler wird die Luft und wärmer,
Dich stört kein Ton! Nur manchmal singt
Unhörbar ein Ligusterschwärmer,
Der aus den vollen Kelchen trinkt.

III.

Ein gelber Falter will im Traume
In monddurchflossnen Lüften ziehn
Und wiegt sich auf dem Kronensaume
Des schwülen, schwankenden Jasmin.

Sternrosen spiegeln wirr sich wieder
Im sammetdunklen Wasserrand,
Und winkend schimmert weißer Flieder
Wie eine weiche Totenhand.

IV.

Chorknaben gehn im blassen Kleide,
Die Kerze flammt, der Priester singt,
Und raschelnd knistert all die Seide,
Wenn betend er die Hostie schwingt.

Du Mädchen mit dem Zug der Schmerzen —
So jung noch und so müde schon,
So wachsbleich wie die Totenkerzen
Der Frohenleichnamsprozession.

V.

Der Schnee rinnt über die Dächer
Und schmilzt in Thränen hin,
Schon spannt den goldnen Fächer
Die Wolkenkönigin.

Wie der Glanz lichtflackernder Kerzen
Will es herniederglühn—
Auf den Fluren und in den Herzen
Fangen die Blumen an zu blühn.

VI.

Schon längst im blassen Schimmer
Versank im West der Tag —
Durch mein einsames Zimmer
Wandelt der Uhrenschlag . . .

Auf meine Augen, die feuchten,
Legt sich aus fernem Land
In totenbleichem Leuchten
Eine kühle, tröstende Hand . . .

VII.

Kein Tönen rings, kein Sommerlied,
Kein Beben und kein Tropfenfall
Und eine große Stille zieht
Mit weißen Flügeln durch das All.

Einmal ist's, ob durchs Weizenfeld
Ein leises Schauern wollte gehn —
Sonnüberglitzert träumt die Welt
Und reglos alle Halme stehn.

VIII.

Das Klappern einer fernen Mühle
Wandelte einsam nur im Rund,
Und es verstummte bald ihr Mund,
Ersterbend in der Abendkühle.

Blau zog ein letztes Lichterstrahlen,
Der Vogel barg den Kopf schon sacht,
Und schattengebend trank die Nacht
Das letzte Leuchten ob den Thalen.

IX.

Der Mittag fährt auf Sonnenrossen
Und eine weiße Wolke schwebt,
Es kommt ein müder Hauch geflossen,
Der einzig nur die Luft durchbebt.

Grau liegt der Staub auf allen Stegen
Und klammert sich an meinen Schritt . .
Ich wandre weit . . und an den Wegen
Die Meilensteine wandern mit.

X.

Da warst du jung . . . im letzten roten Glanz
Lag sommerstill die blühende Gartenflur,
Unfern im duftigen blauen Fliederkranz
Sang durch die Abendluft ein Sprosser nur.
Levkojenkronen waren um uns her
Und heimlich rauschend rann das Zeitenmeer—
Da warst du jung...

Die Uhren hoben sich zum Schlage fern,
Der Sprosser strich im Fluge uns vorbei
Und durch die Wolken brach ein blauer Stern,
Als ob ein Auge aufgeschlagen sei.
Hin durch die schauernd stille Abendruh
Ging nur dein Atem wehend immerzu..
Da warst du jung...!

Carl Busse.

Schlummerlied.

Leise flutet der Abendwind,
Matt verdämmert der Sonne Glut,
Bunte Bilder der Traumgott sinnt —
Alles schlummert — alles ruht.

Nebelblumen durchblühen die Luft,
Sinken zitternd ins müde Blut,
Durch die Welt geht nächtlicher Duft —
Alles schlummert — alles ruht.

Franz Evers.

Dornen.

Fernleis ein Gruß von Abendglocken
Träumt sich in Sinn und Seele hinein;
Sacht wiegt der dämmergrüne See
Rosig erblinkenden Maienschnee,
Und über die Blütenflocken
Gaukelt golden der Sternenschein.

Sanft über schwarze Tiefen gleiten
Schönheit und lieblich schmeichelnder Schein;
Still ruht das Graun auf dunklem Grund;
Zuckend erschließt sich ein bleicher Mund —
Von dornenumwundnen Saiten
Klingt es süß in die Nacht hinein.

Victor Hardung.

Frühlingssinnen.

Duftdunkel blaut der See im Grunde,
Golden verstäubt's von jedem Dorn,
Es klingt aus rotem Blumenmunde
Ein Glockengruß durch junges Korn.
Aus der Erinnrung windverweht
Schwebt eine Blume durch meine Zeit,
Und über Silbersaiten geht
Ein Heimathauch der Ewigkeit.

Traumleise flüsternd mir zu Füßen
Rieselt ein Bächlein sanft im Klee,
Ein Leuchten, Blitzen, fern ein Grüßen,
Und dunkeltief versinkt's im See.
Über die Wiesen kommt gewallt
Duftig ein weich verschleierndes Blau,
Und lächelnd schaut die Huldgestalt
Der Schönheit in des Lebens Grau.

Lichtgolden fließt des Abends Welle
Flimmernd und sprühend von Rain zu Rain,
Des Sinnens gaukelnde Libelle
Zieht müd die blauen Schwingen ein.
Selig ein Lösen all der Qual,
Weltenverschollen Ringen und Streit —
Verschlafnes Läuten träumt im Thal,
Und dämmernd grüßt die Ewigkeit.

Victor Hardung.

Königin der Nacht.

Entfalte des Kelches Pracht!
Hörst du die wiegenden Töne?!
Leuchte in weißer Schöne,
Königin du der Nacht!

Silbern schimmert das Thal!
Im milchigen Mondenschaume
Neigst du die Krone im Traume,
Küßt deine Blüte der Strahl.

Duftende Sommerpracht!
Hörst du die Wasser im Grunde?!
Träume an meinem Munde,
Königin du der Nacht!

Carl Busse.

Weltflucht.

Von deines Mondenglanzes Silberwelle,
Geliebte Nacht, mein Geist umschmeichelt ruht,
Und zu des Herzens hochgetürmter Schwelle
Legt eine Rose nieder deine Flut.
Da klirrt die Pforte; zaubertief ergründet
Quillt es hervor auf deiner süßen Spur —
Du hast der Schönheit Glut in mir entzündet,
Ewige Leuchte wahren Heils, Natur.

Mich überkommt's mit lieblichem Verstehen,
Mit trauter Ahnung, tiefster Friedensruh,
Und mit des Traumes leisem Flügelwehen
Schwebt meine Seele deinen Sternen zu.
Aus reinem Äther staunt sie lächelnd nieder,
Umspielt vom Hauch der nahen Ewigkeit,
Und lenzverkündend sinken ihre Lieder
Als Rosen auf die winterstarre Zeit.

O goldne Freiheit, fremd der dürren Erde,
Dein warmer Odem lösend mich umwallt,
Es wird im Hauche deines Wunderwerde
Aus meinem Traumbild seligste Gestalt.
Sie lächelt leis aus maienduft'gem Schleier,
Zieht traut mich in den Zauberkreis hinein,
Und zu der Brautnacht süßer Frühlingsfeier
Hüllt eine Flut von Rosen weich uns ein.

Victor Hardung.

Mondnacht.

In den Nebel längst der heiße
Sonnentau versprühte, —
Aus der Dämmrung quillt die weiße
Schimmernde Mondesblüte.

Große blaue Falter schwirren
In die weiten Räume,
Bleiche, kühle Strahlen irren
Durch die Pappelbäume.

Überrauscht vom Silberschaume
Rings die Fluren blinken, —
Wie das tropft und perlt am Baume,
Wie die Schleier sinken!

Tiefe, wunderschwangre Stille
Flutet in weichen Wellen, —
Nächtlich macht ein großer Wille
Alle Knospen schwellen.

Franz Evers.

Liebesruhe.

Ein Bergkrystall, erblinkt im tiefen Grund
Der stille See, durchperlt vom Mondlicht blau,
Segnend die Lande, gießt auf alle Rund
Die Nacht aus goldner Schale Himmelstau.
Ein Sternenschleier fließt vom Purpurkleid
Der lockendunklen Liebeskönigin,
Und all mein Sinnen sinkt in süßem Leid
In ihre weichen, warmen Arme hin.

Leis lächelnd wallt einher der Frühlingswind
Und blütenküssend streift er jeden Dorn,
Golden ein Träumen weckt sein Odem lind
Und Silbersingen rauscht durch Kraut und Korn.
Aus fliederblauen Augen, weltverwaist,
Ein Blumengruß ins tiefste Herz mir lacht,
Und träumend ruht mein zeitentrückter Geist
Am Herzen seiner Königin, der Nacht.

O süße Ruh! Ich wankte schlummerschwer,
Weltmüde durch dein Abendgoldportal;
Leuchtend wand Rosen um den blut'gen Speer
Des matten Kämpen friedefroh dein Strahl.
O süße Ruh, so weit, so weltenfern —
Im weichen Arm versiegt mein wirrer Lauf,
Aus dunkler Wimper glüht der Liebesstern
Und golden thut der Sehnsucht Traum sich auf.

Victor Hardung.

Thränen.

Duftwogen quellen durch das Blumenthal,
Goldhalme küßt ein nebelmatter Strahl.

Am dunklen Himmelsaum irrt blaß ein Flimmer,
Aus weißem Wolkenschleier blinkt ein Schimmer;

Ein Glänzen geht ersterbend durch die Flur—
In tiefster Seele seufzt die Gottnatur.

Von Glocken weltverloren fern ein Summen,
Ein Lauschen schmerzlichsüß in das Verstummen,

Ein Seufzer zitternd in die Stille sacht —
Ewiger Sehnsucht Hauch durchweint die Nacht.

Victor Hardung.

Sommernacht.

I.

Die Birnbaumblüten, die weißen,
Regnen über uns her,
Die schimmernden Wolken gleißen
Im Abendsonnenmeer.

Schwerschwüle Lüfte hüllen
Uns sinnberauschend ein —
Wir schlürfen in Liebesfüllen
Schäumenden Feuerwein.

II.

Die Sonne fiel im Westen
Ins Thal der Weltenruh,
Unter duftigen Ästen
Träumen ich und du.

Wir hören die Stunden kommen
Nachtdunkel wie unser Glück
Und sinken mondlichtumschwommen
In den Liebestaumel zurück.

III.

Der Mond streut durch die Zweige
Sein bleiches zitterndes Licht —
Still und trunken neige
Ich dir mein Angesicht . . .

Ein dämmerbrechendes Leben
Aus schwülem Traum erwacht —
Heiß ineinanderbeben
Zwei Sonnenherzen zur Nacht.

IV.

In Träumen liegt versunken
Der Himmel ruhig und blau —
Wir haben in Wonnen getrunken
Der Nacht belebenden Tau.

Es steigen hinter dem Bühle
Syringendüfte herauf —
Wir heben das Haupt in die Kühle
Der Morgenfrische auf.

Franz Evers.

Nacht.

Die milde Nacht rauscht segnend durch das Korn;
Der Königin neigt sich der starrste Dorn.

Ein Sternenschleier fließt um ihre Glieder,
Und Rosen träumen über dunklem Mieder.

In ihren Locken thront ein Falter blau,
Aus ihrem Auge perlt Demantentau.

Und um sie her, da schwirrt's und brummt's von Geigen,
Da gaukelt lustberauscht ein loser Reigen.

Glühwürmchen schwingen sich im Fackeltanz,
Goldkäfer surren in den blauen Glanz.

Schalkhaft verborgen hinter Büschen, Bäumen,
Verstohlen lacht's von hoffnungsjungen Träumen.

Ein Blütenschauer rieselt auf die Welt
Und dunkel blaut das weite Sternenzelt.

Victor Hardung.

Strophen.

I.

Abend.

Das Ave Maria-Läuten
Kam durch den Abend gewellt,
Akazienbäume streuten
Weißen Duft in die Welt,

Und Slavenlieder zogen
Um uns, schwertraurig und tot —
An dem letzten Himmelsbogen
Stand das letzte Sonnenrot.

II.

Auf dem Königsplatz zu Augsburg.

Nun schlafen Blüte und Blatt!
Du hörst nur den Springquell schäumen,
Es liegt in weichen Träumen
Die alte Fuggerstadt.

Sie sinnt von früherer Pracht!
Von Luther und Karl dem Kaiser
Flüsternder stets und leiser
Erzählt die Sommernacht.

Des Brunnens melodischer Lauf
Rinnt immer schwächer und schwächer, —
Über die alten Dächer
Steigt der alte Vollmond auf.

III.

Drei wilde Enten fliegen
Den westlichen Fernen zu,
Die Bäume schauern und wiegen
Sich in der Abendruh,

Und über die stummen Länder
Spannt sich der Himmel hin . . .
Weiß flattern die Dunstgewänder
Der Nebelkönigin . . .

IV.

Durch den Wald sah goldig-klar
Ich ein weiches Schimmern fliegen,
Wie auf blondem Frauenhaar
Sonnen, heiße Sonnen liegen.

Später dann ist's bleich und licht
Durch den Herbsteswald gegangen,
Wie ein Glanz, der oft umflicht
Weiße, tote Mädchenwangen.

V.

Frühlingsnacht.

Es rollt in tönender Ferne
Grünlich verdämmernd der Rhein,
Auf den Fluten schwimmen die Sterne
In zitterndem Widerschein . . .

Ein märchenherrliches Klingen
Geht über die Wogen sacht . . .
Rheintöchter girren und singen
Durch die lauschende Frühlingsnacht.

VI.

Waldlichtung.

Es zieht mit müdem Mittagsschrei
Und rauschend stolzem Flügelblähen
Hoch über meinem Haupt vorbei
Ein Zug hellblauer Mandelkrähen.

Wo seid ihr her? — Grüßt mir den Süd!
Nur selten kamt ihr hergezogen —
Es rauscht der Wald, der Erdrauch blüht,
Die Vögel sind längst fortgeflogen.

VII.

Im Dom zu Gnesen.

Die Orgelklänge treiben
Hin durch den Krönungsdom,
Es liegt in den bunten Scheiben
Ein voller Sonnenstrom.

In Stößen, in schwülen, süßen,
Durchbrodelt der Weihrauch die Luft —
Es weht wie ein schauerndes Grüßen
Aus der alten Polengruft.

VIII.

Im weiten blauen Äther liegt
Ein weißes Wölkchen, dessen Ränder
Ein rosenroter Schein umfliegt,
Wie duftig schmale Sonnenbänder.

Und auf der mittagsstillen Welt
Siehst du die reifen Ähren golden,
Dazwischen blühn im Roggenfeld
Der Raden rote Blütendolden.

IX.

Ich liebte dich . . .
Ich hab' dich heiß geliebt,
Mit einer Liebe, tief und wunderbar —
Es ist vorbei,
O wecke nicht mehr auf,
Was längst begraben
Schlummert in der Seele . . .
Zuweilen weint
Und schluchzt es noch in mir,
Dann steigt es auf,
Steigt die Erinnerung,
Schnell, bleich und schauernd
Wie ein toter Blitz
An einem toten,
Längst begrabnen Himmel.

X.

Das war ein Frühlenz vor Zeiten —
Südwellend und wundersacht
Flogen aus dämmernden Weiten
Die Winde durch die Nacht.

Blau leuchtende Sterne glühten,
Und die erste Liebeslust
Hob eine apfelblüten-
Rosige Mädchenbrust . . .

Es kam ein Strahl gezogen
In heller, blutender Pracht —
Es flüsterten und es flogen
Die Winde durch die Nacht . . . .

Carl Busse.

Gut Glück! du dunkle Rose...

Gut Glück! du dunkle Rose
Mit deiner tiefen Glut,
Seit ich dich sah, schwillt hoch in mir
Des Frühlings junges Blut,
Seit ich dich sah, gewinnt in mir
Das Leben Neugestaltung,
Es schäumt mit Macht empor und ringt
Nach freier Kraftentfaltung.

Du gabst mit deiner Liebe
Mir neue Schaffenskraft,
Aus nachtumhülltem, bangem Traum
Hab' ich mich aufgerafft;
Du küßtest mein Vertrauen wach,
Ein stolzes Selbstvertrauen —
Ich will der Göttin, die mich führt,
Ins helle Auge schauen.

Franz Evers.

Rosenzeit.

Die Rosen stehn in jungen Gluten,
In jungen Ähren wolkt das Korn,
Durch Dämmerflor in lauen Fluten
Rieselt des Mondes Silberborn.
Sanft säuselt um das heiße Sinnen
Ein Hauch aus felsenkühlem Schacht,
Und schwüles Schwallen läßt verrinnen
Lösender Thränentau der Nacht.

Von Tropfen träumend ein Gefunkel
Demanten blinkt aus schwarzem Laub,
Und durch das blaue Dämmerdunkel
Golddunstig wogt der Blütenstaub.
Es schluchzt aus silberreiner Kehle
Die Nachtigall ihr Liebeslied,
Und durch die Saiten meiner Seele
Weinend ein Hauch der Sehnsucht zieht.

O junge Liebe — junge Rosen —
Noch starrt die Welt von Span und Streit,
In Schlachtgewühl und Waffentosen
Ringen die Wogen wild der Zeit.
O süßer Friede, tau doch nieder,
Auf daß auch deine Rosen blühn,
Tief in die Seele meiner Lieder
Leuchtend auch deine Sterne glühn.

Victor Hardung.

Liebfrauenmilch.

Es wandert in Schuhen aus weichem Sammt
Der Abend durch die Lande,
Die letzte Tagesfackel verflammt
Im letzten Sonnenbrande.
Um uns ist Stille, um uns ist Ruh —
In duftender lauschiger Laube
Nickt uns weißer Hollunder zu
Und das Laub der wilden Traube.
Im Glase leuchtet wie gelbes Gold
Und schäumt Liebfrauenmilchwein.
Laß uns zahlen den Liebessold
Und laß uns glücklich sein.
Was schert uns die Welt und ihr Gebraus,
Was schert uns Pflicht und Moral —
Über uns beide goß jubelnd aus
Die Liebe den Weihepokal.
Wir schlürfen und trinken und werden nicht matt,
Wir leeren den Kelch bis zum Grunde,
Wir trinken an unsern Küssen uns satt,
Wir opfern der Liebesstunde.
Du schaust mich an, du junges Weib,
Mit der Liebe Götterblick —
Und inniger schmiegt sich Leib an Leib, —
Kein Lauscher stört unser Glück —
Es tritt die Nacht, die träumende,
Zur Laube und hüllt uns ein — — —
Uns berauschte der schäumende
Goldhelle Liebfrauenmilchwein.

Franz Evers.

Südlandstraum.

Die Blütentrauben der Syringen
Durchranken weiß das Sommerland,
Von fern hörst du die Wellen singen,
Verklingen an Italiens Strand.
Die letzten roten Abendgluten
Ziehn über unsern Himmel her,
Es liegt in purpurblauen Fluten
Stillrauschend das Tyrrhenermeer.

Schön wie das Licht, schön wie der Süden
Mit seiner Nächte Glanzpanier,
Ruhst du mit weichen, sonnenmüden
Verträumten Sinnen neben mir.
Es streicht auf kühlem Duftgefieder
Der Seewind her — dein Auge brennt —
Du blickst mich an und singst mir wieder
Die alten Lieder von Sorrent.

In immer vollerem Gefunkel
Gleißt es in Höhn wie Blut und Gold,
Und übergießt das Lockendunkel,
Das um den bleichen Kopf dir rollt.
Nachtsehnend nickt der Oleander
Blaß über unsre Häupter her,
Wir träumen beide miteinander
Vom wogenden Tyrrhenermeer.

Fern blinkt wie eine Gottesthräne
Schon eines Südersternes Schein,
Hochklafternd rauschen wilde Schwäne
Ins letzte Sonnenrot hinein.
Dem Seewind sank das Duftgefieder,
In Lichtern strahlt das Firmament,
Und leise tönen zu mir nieder
Die alten Lieder von Sorrent.

Carl Busse.

Du warst ohne Sünde . . .

Es sank die Nacht hernieder,
Träumend in schwerem Duft,
Es wiegte der weiße Flieder
Die Kronen durch die Luft . . .

Du warst ohne Sünde . . . es glühte
Eine Rose in voller Pracht,
Am Himmel in keuscher Blüte
Blühte die Blume der Nacht.

Carl Busse.

Ostergruß.

Warm weht der Wind durchs weite Land
Und der Tag erwacht aus der Ruh,
Ich seh' deine weiße Blütenhand
Und Frieden winkt sie mir zu.

Noch seh' ich die schneeweiß blühende Hand
Im sinkenden Dämmerschein —
Die Glocken läuten durchs weite Land
Mir den ersten Ostern ein.

Franz Evers.

Ostern.

Leichter, wallender Nebel!
Goldnes sonniges Licht!
Wie mir ein glutendes Lieben
Leuchtend die Seele durchbricht!

Osterstimmung! — Es lösen
Welten sich auf in Duft,
Körper verlieren die Formen,
Mein Sein wird so licht wie die Luft.

Höher hinauf wall' ich — weiter!
Sinkend der Erdball fällt,
Fessellos jauchz' ich im Äther
Ostern hinaus in die Welt.

Julius Vanselow.

Neue Strophen.

I.

Abend.

Der Himmel versinkt im roten,
Sonnigen Abendmeer,
Von Osten schleichen die Boten
Der ersten Dämmrung her,

Von den blühenden Thälern und Hügeln
Klingt das letzte Abendgetön . . .
Wildschwäne mit weißen Flügeln
Rauschen über die Höhn.

II.

Erinnerung.

Die Luft war warm und die Luft war weich
Und sie wogte um unsre Stirnen,
Es blühte der Himmel liebfrauenmilchgleich
Goldgolden über den Firnen . .

Es reiften mählich in roter Glut
Die Kirschen an den Bäumen,
Ich sah dein junges, rollendes Blut
Durch die blassen Wangen schäumen . .

Wie dein Auge glühte . . wie wild, wie weich
Mich deine Arme umwanden! . . .
Es blühte goldgolden, liebfrauenmilchgleich
Der Himmel über den Landen.

III.

Es neigen zu Herbst sich die Tage
Und schneller dunkelt die Nacht,
Wie eine verzitternde Sage
Verblutet die Sommerpracht.

Als ob er ein Ende künde,
Stirbt den Menschen der Sommersinn . . .
Nachts über die Wiesen und Gründe
Schleicht schon die Moorfrau dahin.

VI.

Es weht ein silberweißer Strahl
Vom Mond herab ins Waldesthal,
Das dämmernd ruht in schwarzem Schweigen —
Im Nachtwind wispert kaum ein Blatt,
Vom Himmelsrund will lebenssatt
Ein roter Stern zur Erde steigen.

V.

Wetterahnen.

Die Drähte flüstern und surren
In banger, klirrender Qual,
Es steigt ein Grollen und Murren
Von den Wolken nieder zu Thal.

Die Telegraphenstangen
Drohn in die Höhn hinein,
Manchmal zuckt in bangen
Farben ein Wetterschein.

Die Vögel in irrem Gesuche
Flattern da und hier . . .
Es schläft im wolkigen Tuche
Das rote Sonnenpanier.

VI.

Winternacht.

Die Wege liegen verlassen,
Die Häuser ragen stumm,
In den verstorbenen Gassen
Geht nur der Frostwind um.

Die Gaslaternen glühen
Wie Sterbelichter am Grab —
Vom Himmel flocken und blühen
Die Totenblumen herab.

VII.

Dunkle Nacht.

Die Rose neigt die Krone,
Der Himmel purpurt zu Grab,
Müde von seinem Throne
Schlummert der Tag herab.

Die dunklen Nebel saugen
Die letzte leuchtende Pracht —
Über die Welt und zwei dunkle Augen
Kommt eine dunkle Nacht.

VIII.

Tiefe Ruh.

Das Vogelrufen erstirbt nun auch —
Wie schweigendes Glockengeläute
Raunt nur ein wispernder Mittagshauch
In dem Farrengekräute.

Und auch er will entschlafen, entfliehn,
Kaum noch ein tönendes Klingen —
Durch die toten Lüfte hörst du es ziehn
Von Perlmutterfalterschwingen.

IX.

Auf der Felsenterrasse zu Berlin.

Die runden, elektrischen Sonnen
Gießen weißes Licht,
Es streichelt verträumt und versonnen
Der Nachthauch dein Gesicht.

Spreedampfer zischen unten,
Wo müde die Welle ruht,
Mit Augen, glühenden, bunten,
Über die schwarze Flut . .

Es kommt von begrabenem Glücke
Ein verlorner Traum mir zu Sinn —
Über die ragende Brücke
Braust noch die Stadtbahn hin.

X.

Meeresleuchten.

Es hat das Meer in blauem Glanz
Die ganze Nacht geleuchtet,
Bis daß des Frühtaus Tropfenkranz
Das dürre Gras gefeuchtet.

Es sind in stummer, geisternder Schar
Über die schimmernden Wogen
Im Muschelwagen, das Schilf im Haar,
Die alten Götter gezogen . . .

Und sie irrten dahin im Wellentanz
Bis der Frühtau die Erde gefeuchtet — —
Es hat das Meer in blauem Glanz
Die ganze Nacht geleuchtet.

Carl Busse.

Liebesglück.

Ach dies Leben will mir nicht taugen,
Wo ich weile, wohin ich geh',
Liegt es hell mir vor den Augen,
Hell wie Apfelblütenschnee.

Seit ich in seinen Armen gelegen,
Ist mir alles wie Sonnenschein,
Alles ist Liebe und alles ist Segen,
Und ich taumele so in die Welt hinein.

Franz Evers.

Verglüht.

Es stand wie aus Flammen gegossen
Ein Bild in der glutenden Luft,
Das berauschte die dürstende Seele,
Wie Wolken aus wogendem Duft.

Gedanken nun sende ich wandern
Dem lieblichen Sonnenbild nach,
Hin über die sengende Haide,
Hin durch den leuchtenden Tag.

Sie streifen wohl duftende Blumen,
Zu denen Erinnerung blüht,
Doch längst ist das Bild, das ich suche,
Im Abendrotglimmen verglüht.

Julius Danselow.

Im Palmenhaus zu Göggingen.

Um uns in weißhellen Strahlen
Ein elektrisches Meer,
Die Palmen neigen die schmalen
Blätter über uns her.

Draußen dämmert die blasse
Erstorbene Winternacht,
Die lauschige Saalterrasse
Ist von Südlandsbäumen bedacht.

Ein Plaudern schwirrt in der Runde —
Rot-golden-bläulich bricht
In der Fenster buntem Grunde
Sich das weiße, strömende Licht.

Und in das Gläserklirren
Und in das Lachen ziehn
In Tönen, schmeichelnden, wirren,
Jetzt Freischützmelodien.

Und flutend will mich umstricken
Der Klänge verhallend Getropf —
Vor mir mit leuchtenden Blicken
Ein lauschender Mädchenkopf!

Carl Busse.

Im Palmenhaus zu Göggingen.

(Phantasie.)

Draußen steht der Wintertag
Weiß im glitzernden Schnee,
Auf den weiten Feldern lag
Kaltes Winterweh.
Doch wir schreiten Arm in Arm
Unter Palmengrün,
Unsre Pulse klopfen warm,
Unsre Wangen glühn.

. . . .

Ungarweisen, Ungarnklänge,
Wirbelt auf in heißer Glut,
Strömt ins Ohr mir, Lenzgesänge,
Wachs zum Meere, Klangesflut, —
Wilder wogt die Phantasie
Hin in tollem Reigen —
Hochaufjauchzt die Melodie
Von Zigeunergeigen . . .

. . . .

Ungarweisen, Ungarntöne,
Rauscht herauf und jauchzt mich ein.
Vor mir schwebt in Mädchenschöne
Ein Gesicht voll Sonnenschein,

Vor mir stehen stolz und groß
Braune Mädchenaugen,
Aus der Dichtung Märchenschoß
Sie mein Sehnen saugen.

. . . .

Aus der Töne gellem Schrei
Fließen Mollakkorde,
Und in weicher Träumerei
Schwimmen Liebesworte . . .
Melancholisch Dämmerdunkel
Rinnt in Ätherwellen,
In mattblauem Lichtgefunkel
Mondesstrahlen quellen . . .

. . . .

Palmen atmen Tropenduft,
Träume schwirren hernieder,
In die blütenwarme Luft
Strömen meine Lieder.
Meine Lieder, die um dich
Ihre Schwingen legten,
Seufzer in die Höhe sich
Wellenleicht bewegten . . .

. . . .

Palmen atmen Tropenduft,
Träume schwirren nieder,
In die blütenwarme Luft
Quellen meine Lieder . . . . .

Franz Evers.

Elsa.

Deine Hand so schmal, deine Hand so kühl,
Du selbst kaum sechzehn Jahre,
Es steigt ein Duft so liebesschwül
Aus deinem dunklen Haare.

Deine großen Augen irren und glühn
Nach droben in Sommergedanken,
Wo träumend in dem Blättergrün
Kastanienblüten schwanken.

Nach droben in die leuchtenden Höhn,
In die sich Strahlen sticken —
Du selbst so jung, so sündhaft schön
Und den Frühling in den Blicken!

Carl Busse.

Hedwig I.

Ein scharfer Hauch von Nußbaumblättern
Trieb durch das Land ... trieb durch das Land ...
Schon schmückte sich der Herbst die Stirne
Mit purpurdunklem Kronenband,
Schon zog ein müdes, welkgewordnes
Kastanienblatt, vom Wind verweht . . .
Da lernt' ich dir zu Füßen sprechen
Ein Dankgebet . . . ein Dankgebet . . .

Carl Busse.

Hedwig II.

Noch manchmal, wenn die roten Wogen
Der letzten Abendsonne gehn,
Kommt durch die Luft es hergezogen:
Ein irres krankes Liebesflehn,
Hör' ich aus weichem Mädchenmunde
Ein seltsam Lied, ein Lied aus Moll,
Hinzitternd durch die Dämmerstunde
So fremd, so schluchzend, thränenvoll.

Und aus der Abendnebel Hauchen
Seh' winkend ich in bleichem Sprühn
Ein weißes, kühles Händchen tauchen
Und schmerzlich große Augen glühn,
Die Finger, jene schlanken, schmalen,
Sie zucken wie im Fieberbrand —
Ein letztes Grüßen, letztes Strahlen
Aus meiner Jugend Wunderland.

Noch einmal klingt es wie ein Wimmern,
Das heiß aus toter Seele bricht,
Noch einmal seh' ich vor mir schimmern
Dein jugendschönes Angesicht,
Das goldenbraune Haargeflute
Umschmiegt die Stirn so wellenschwer,
Und von dem dunklen Rembrandthute
Grüßt matt die weiße Feder her. —

Dann ist's vorbei! — Und für Sekunden
Neig' ich die stolze Stirn zur Hand
Und denk' der freudejungen Stunden
Im nordwindkühlen Heimatland.
Das will mich beinah niederzwingen,
Daß Scherben nun auch hier der Rest —
Dies Blatt, es mög' dir Grüße bringen,
Ich will jetzt betend Lieder singen
Zu meiner Liebe Totenfest.

Carl Busse.

Hedwig III.

Schimmernde Kronen will ich dir flechten
In deiner Locken wirrenden Kranz,
Wie in lauschenden Sommernächten
Weiße, funkelnde Sterne sich flechten
In des Himmels dunkelnden Glanz.

Laß das Bangen und beuge dich nieder, —
Wenn ich auch küssend die Seele dir nehm',
Meine Seele geb ich dir wieder,
Schling' um die Stirn dir den Klang meiner Lieder,
Eines Königs Golddiadem.

Von den sommerlich-blühenden Hängen
Rauschen die Quellen — so gieb dich hin!
Neige dich zu mir, lausch' den Sängen,
Meiner Lieder lockenden Klängen,
Du meiner Nächte Königin!

Carl Busse.

Heimgekehrt.

Nach wüstem, stürmisch-wildem Leben
Mach' ich vor deiner Hütte Rast —
Ich weiß, du hast mir längst vergeben,
Was du durch mich gelitten hast.

Ich wisch' den Staub von meinen Schuhen
Und trete wie vor Jahren ein —
Es ist so still — hier kann ich ruhen —
Ich bin zu Haus — und du bist mein.

Und draußen sprießt's auf allen Wegen,
Die Matten werden wieder grün,
Dem goldnen Frühling geht's entgegen —
Ob auch für uns die Blumen blühn?

Ich weiß es nicht. Doch mag mein Leben
Auch ferner Kampf und Leid nur sein,
Du hast vergessen und vergeben —
Das andre dünkt mich Trug und Schein.

Georg E. Geilfus.

Vineta.

Vineta, Stadt meiner Jugend, du bist versunken im wogenden Meere der Zeit, und die Wellen sind dahingebraust über die leuchtenden Zinnen deiner Tempel und über deine schimmernden Dächer, und du bist untergegangen in den großen Wassern, die weiter und weiter branden und die auch mich einst hinwegspülen und hinabziehn in den Strudel, in die Nacht, in das Vergessen.

Vineta, Stadt meiner Jugend! Ich sehe dich noch vor mir, wie du strahltest in höchster Schöne, bevor dich die rauschenden Wogen begruben. Es war ein seltsames, wunderbares Glänzen über deinen goldenen Kuppeln und es floß um dich wie Verklärung und es stand über dir das letzte, heilige Abendrot einer großen, untergehenden Jugendliebe. Und dann warst du versunken in den Wassern der Zeit, und der Nebelflor der Vergangenheit kroch über die Stellen, wo du einst geragt mit den leuchtenden Zinnen deiner Tempel und deinen schimmernden Dächern. Manchmal nur zerreißt der dunstige Schleier, und aus den Wogen sehe ich sie dann wieder emportauchen, die goldenen Kuppeln, aber das Abendrot um sie wird immer blasser. Und es klingt zu mir herauf wie ein fernes Läuten, und die Wellen erzählen von einem versunkenen Glücke, und ich grüße dich, Stadt meiner Jugend, Vineta! Leiser und leiser tönen die Abendglocken der Erinnerung, bis sie verklingen, verhallen, und der Nebel der Vergangenheit wieder braut ob den großen Wassern, die dich begruben.

Vineta, Stadt meiner Jugend, — warum bist du versunken?!

Carl Busse.

Schatten.

Der Nebel webt, der Nebel spinnt,
Nachtnebel schleift um die Tannen,
Meine Stirn ist heiß, meine Stirne sinnt,
Und ich kann die Gedanken nicht bannen.

Als vor Jahren die Dämmerung drückte den Tag
Und er matt zur Ruhe sich legte,
Als niederrauschend durch Wald und Hag
Der Spätwind die Blätter bewegte —

Da hörte vom Ufer ich laut einen Schrei
Durch die fallenden Dünste gellen,
Da hört' ich ein wildes „Vorbei! Vorbei!",
Es verquoll in den brodelnden Wellen.

Da erlosch überm Moore ein Irrlichtglanz,
Der bleich durch die Dunkelheit flirrte,
Er verschwand im steigenden Schattentanz,
Der über die Felder irrte.

Der Nebel wob, der Nebel spann,
Nachtnebel zog um die Tannen,
Meine Stirn war heiß, meine Stirne sann,
Und ich konnte die Schatten nicht bannen.

Franz Evers.

An den mitternächtigen Mond.

Schweigsamer Wandrer, der auf öder Au
Vereinsamt pilgert durch die tiefe Nacht,
Wo wirst du rasten, wenn durchs Nebelgrau
Der Morgen naht in königlicher Pracht?
Du ziehst dahin auf deiner Wolkenbahn
Und kennst des Schlummers milden Segen nicht;
Indessen tobt in ihrem irren Wahn
Die alte Welt, bis sie zusammenbricht.
Du darfst nicht Ruhe finden, immerfort
Schwebst du einher in trostlos stummer Nacht,
Gleichviel, ob Gras und Blume hier verdorrt,
Ob sich die Erde hüllt in Frühlingspracht,
Gleichviel, gleichviel, ob sündenvoll umnachtet
Der Menschengeist in eitlem Trug sich quält,
Ob er die Götter, die er anruft, achtet,
Ob er sie stürzt und neue sich erwählt —
Du wandelst fort — es liegt die Menschenwelt
Tief unter dir, so unermeßlich tief,
Und du, den lichten Sternen zugesellt,
Folgst treu dem Gotte, der dich einst berief.

Wenn auf das Gras der Spättau sinkt, erhebt
Dein stiller Glanz sich überm weiten Meer,
Gebirg und Silberstrom und Flur umwebt
Dein milder Zauber, und du gehst daher,
Du bleicher Wandrer überm düstren Walde,
Hörst noch der Abendglocken Dankgebet,
Hörst noch das Lied der Lerche von der Halde,
Und siehst die Erde, wie sie schlafen geht.

In deinem stillen Schimmer ruhn die Wiesen
Oft tönt von fern des Fuchses lauter Schrei,;
Bis deine Stralen silbern überfließen
Die öden Säulenhallen der Abtei.
Und weiterwandernd über Bergeshöhn
Siehst du die Felsen ragen überm See,
Wo durch die Tannen braust und stürmt der Föhn,
Wo sich im Dickicht ängstlich birgt das Reh.
Und wieder küßt dein milder Silberstrahl
Des Meeres weite, blaue Wasserwüste,
Du schaust die Hügel wieder und das Thal,
Die tausendmal dein mildes Licht schon grüßte,
Du schaust dasselbe stets, und dennoch nicht
Dasselbe, schaust die alte junge Welt,
Indessen du mit deinem milden Licht
Vorüberziehst am weiten Sternenzelt.

So mußt du immerzu auf ödem Pfad
Fortwandern, wo kein stilles Heim dir winkt,
Fortwandern, bis die große Stunde naht,
Wo alle Welt in Schutt und Trümmer sinkt,
Wo Erd' und Sonne all wie Glas zerbrechen
Und Licht und Finsternis vereint zergehn —
Dann wird zu dir der Gott, das Weltall sprechen:
Du bist zu Haus! hier kannst du stille stehn.

Georg E. Geilfus.

Der Schlaf.

Im dunklen Haare wildblühenden Mohn,
Hellrote Blumen in schlingendem Kranz,
So träumst du herab vom nächtlichen Thron,
Umstrahlt von erblassendem Sternenglanz.
Es haben die langen Wimpern gelegt
Sich über die Augen, wölbend und sacht,
Kaum daß dein Gelock im Winde sich regt,
Sich leise bewegt in der Stille der Nacht.

Einen süßen, verträumten Zug um den Mund,
So gehst du dahin, das Antlitz bleich,
Und wo du wandelst, wird Stille im Rund,
Selbst der Quell fällt leiser zum schlummernden
Teich.
Und Abendfalter sind um dich her,
In seltenen Farben, in schimmernder Pracht,
Das ist der Träume gaukelndes Heer,
Das sind die wirren Gebilde der Nacht.

Du streckst sie aus, die segnende Hand,
Und die Sorgen entfliehn, die Sorgen sind fern,
In wohligem Schlummer dehnt sich das Land,
Und den Menschen schimmert ein Hoffnungs-
stern.
Und pochen die Herzen auch noch so heiß,
Wenn heißer, fiebernder Schmerz sie traf —
Deine Hand ist lind, deine Hand ist weich,
Und sie träumen und lächeln . . im Schlaf . .
im Schlaf.

Carl Busse.

Geisterstimme.

Wenn der Tag verglommen,
Und die Sonne zur Ruhe sich neigt,
Wenn den Blüten der Glanz genommen,
Und die Nacht von den Bergen steigt,

Klingt dein leises Weinen
Zitternd durch die ruhige Luft,
Hört mein lauschendes Ohr nur einen
Flehenden Ton aus dunkler Gruft.

Von dem toten Hügel
Quillt es seufzend wie Geisterhauch
Und mit schwermuttriefendem Flügel
Schwebt's zum duftenden Jasminstrauch.

Auf dem Friedhof liegt es
Bang mit niederdrückender Macht.
Über zerfallene Gräber wiegt es
Müden Fluges sich durch die Nacht.

Zu den Wellen schweben
Zagen Lautes die Töne voll Weh,
Fordern ein entflohenes Leben
Bittend zurück vom stillen See.

Und es ist, wie ein Schatten
Betend unter die Wogen sinkt,
Aus dem silbernen Schaume matten
Lichts ein verlöschendes Flämmchen blinkt.

Und es klingt so leise —
Wie ersterbender Klagelaut — —
Von den Wassern zittert die Weise
Träumend zurück zum Grabe der Braut.

Franz Evers.

Nachtgeheimnis.

Durch die Luft schwebt's dunkel und schwer
Wie ein schicksalsbanger Traum —
Leise rieseln über mich her
Nachtluftwellen — ich merke es kaum —

Immer rauschender, bleich und kalt,
Immer voller das schneeige Blut,
Geistergebärend über mich wallt
Die geheimnisperlende Flut.

Weiße Gestalt, was willst du? — So rein
Hebst du die kalte, kühle Hand, —
Um das Haupt ein lichter Schein
Aus der Überirdischen Land.

Du ja bist es, die lang ich beschwor,
Hellere Pfade zeigst du mir,
Aus der leiblichen Hülle empor
Gleitet mein Geist zu dir, zu dir.

Reiche, die ich nie gesehn,
Steigen vor meiner Seele auf,
Über meine Gedanken gehn
Mondlichtwellen in leichtem Lauf.

Körperlos und doch lebengeschwellt,
Schwebend und doch wie festgebannt,
In mir und um mich die ganze Welt,
Um mich ein schweigendes Geisterland.

Weiten ohne Farbe und Schall, —
Selber unendlich in Raum und Zeit, —
Eins mit dem weiten, weiten All —
Das ist dein Walten, o Ewigkeit. — —

Franz Evers.

Melancholie.

Das ist entnervende Melancholie:
Nachtnebel umhüllt die Gedanken,
In grauer, bleierner Schwere sie
An morschen Krücken wanken.

Die Schlange Trägheit schleicht durchs Hirn
Und düngt es mit erdigem Schlamme.
So stumpf die Sinne, so kalt die Stirn,
Und das Herz ohne Glut und Flamme.

Nicht Wachen noch Schlafen, nicht Leben noch Tod
Kein Lied, kein Fluch in der Kehle.
Die Sehnsucht allein mit flackerndem Rot
Verrät eine fühlende Seele.

Julius Vanselow.

Brandung.

Dort, wo am wildzerrissnen Klippenhang
Nur leichtbeschwingte Sturmessegler landen,
Wo an den Fels im ungestümen Drang
Die weißbeschäumten Wogenrosse branden,
Braust's aus den Tiefen wie ein wilder Sang
Von Klagen solcher, die nicht Ruhe fanden,
Und meinem Herzen wird so grabesbang
Um all die Schatten, die ihm längst entschwanden.

Victor Hardung.

Stille.

Wenn hoch am trüben Himmel noch die Sterne
Blaß schimmernd wandeln, treibt es mich hinaus
Vom öden Lager in die tiefe Nacht
Der weiten Haide, wo der feuchte Wind
Bang seufzend über Ginsterblumen streicht.
Dort hört mein müdes Herz vergessne Stimmen
Zuweilen rufen, sieht manch liebes Antlitz
Entschwundner Zeit — und fühlt, daß es
verdammt,
Einsam und stumm zu tragen seine Qual,
Indessen rastlos Tag für Tag in trüber

Gleichförmigkeit verrinnt — und leise weinend
Press' ich die Hände vor mein Angesicht,
Und stiller wird es mir und immer stiller
Im tiefen Herzensgrund: Das ist die Stille,
Die keinen Trost kennt, keine Hoffnung hat.

Georg E. Geilfus.

Vor dem Gewitter.

Es schwülte die Luft, und der Tag versank,
Und die Lande lagen in Träumen,
Wie pochende Reue flüsterte bang
Der Tauwind in den Bäumen.

Die wundrote Sonne schied, und es schlief
Der Mond in den Wolkengezelten,
Ein Vogel schwirrte, und geisterhaft rief
Sein Schrei durch die ängstlichen Welten.

Sonst hörtest du nichts . . nur hier und da
Schwergehend ein Atemholen —
Wie Frauenhaarduft, betäubend und nah —
Von Rosen und Nachtviolen.

Zwei Fledermäuse flatterten grau,
Und hinter den tauwindgescheuchten,
Fliehenden Wolken, schweflig und blau
Glühte ein Wetterleuchten.

Carl Busse.

Vor dem Gewitter.

Durch den Abend geht ein Leuchten,
Schwarz sind die Wolken zusammengeballt,
Schauernd rauschen die wetterfeuchten
Knarrenden Wipfel im Eichenwald.

Dumpfe Ruhe. Hin und wieder
Blitzt empor ein blauer Schein,
Dämmerschatten fallen hernieder,
Hüllen Feld und Haide ein.

Leicht verweht die Tagesschwüle,
Kühler Hauch die Luft durchbricht;
Von dem heißgebrannten Pfühle
Hebt die Erde ihr Glutgesicht.

Alles harrt in Furcht und Zittern,
Scheu und atemlos hingeduckt,
Bis in sommerwilden Gewittern
Neues Leben die Flur durchzuckt.

Franz Evers.

Herbstgefühl.

Nun will sich rings auf alle Blüten betten
Herbststille Ruh,
Wildgänse ziehn in langen weißen Ketten
Dem Süden zu . .

Mir ist zu Sinn, als müßt' auch ich jetzt wandern
Von Ort zu Ort,
Nach einer fernen, sonndurchglänzten, andern
Lichtheimat fort!

Carl Busse.

Herbst auf den Pfaden.

Der Regen rauscht durch die Einsamkeit,
Graudunstig beschleicht mich das alte Leid;
Das weint und schluchzt in die Dämmernacht,
Fröstelnd verrieselt die Rosenpracht —
Herbst auf den Pfaden.

O Jugendklang, o du Traum, du Stern,
Ihr trauten Gestalten, wie seid ihr fern;
Aus Gräbern quillt es von Schatten bleich,
Dunkel ein Raunen von Blatt und Zweig —
Herbst auf den Pfaden.

Der Himmel grau — ein erloschenes Licht —
Erblindet sein Auge in Thränen bricht;
Der Trauer Schleier umflort die Welt,
Nächtens ein Stöhnen im Sturm zerschellt —
Herbst auf den Pfaden.

Victor Hardung.

Herbstgesicht.

(Zwei Bilder.)

I.

Die Stürme heulen, die Winde pfeifen,
Zur Erde taumelt das rote Laub,
Die Erlen neigen sich tief;
Es will nach ihren Kronen greifen
Der braune Herbst mit rauher Hand,
Er schüttelt sie wild . . . . .
Dann reckt er weit übers Feld
Seine nervige Rechte.
Das dunkle Auge leuchtet,
Sein Bart ist silberbleich,
Im dunklen Königsmantel
So zieht er durch sein Reich.
Und wo er die Fluren streifte,
Was sein Auge sah,
Alles, alles,
Hat er gezeichnet
Mit rauher Hand.

Unter seinen Tritten
Verwelkte das Gras,
Und wohin er kam,
Stockte der Saft in den Bäumen.
Alles stirbt ab
Und sinkt dahin:
Der Keim des Todes
Zieht alles ins Grab;
Und selbst des Lebens Königin
Wankt hin an dürrem Stab,
Die Liebe . . . . .
. . . .
. . . .

II.

Die Stürme heulen, die Winde pfeifen,
Die Luft durchzittert
Ein banges Weh.
Die Wolken schweifen,
Voll von kaltem Schnee
Am schwarzen Himmel hin.
Die Äste sind kahl,
Die Äste sind dürr,
Und starren in den Sturm.
Kein Leben auf Bergen.
Kein Leben im Thal:
Alles öde, tot und leer.
Der Wind pfeift durch die Äste
Und heult und schreit;
Immer wilder fährt er durchs Feld,
Braust durch die ganze Welt
Schaurig und weit. . . . .

Da sprengt auf schwarzem Hengste,
Ohne Zügel, ohne Zaum,
Ein Reiter her.
Von seinem Kopfe
Flattert im Sturme
Pechschwarzes Haar.
Teuflisch blitzt sein Auge
Über die Fluren.
Keine Zügel, keine Sporen
Treiben des Hengstes Lauf,
Es zerrt und schüttelt der Reiter
Die schwarze zottige Mähne
Mit roher Faust —
Und hoch aufbäumt sich das Pferd,
Und immer weiter,
Vom Sturm umbraust
Und schrill umpfiffen,
Jagt es dahin. . . .
Das ist ein wilder Ritt,
Gespenstisch und geistergleich, —:
Es reitet auf schwarzem Rappen,
Es reitet der Tod durch die Felder,
Der Tod durchschreitet sein Reich. . . . . .

Franz Evers.

Was die Zeit erzählt.

Einsam am Meeresgestade
Lauscht ich dem Raunen der Zeit:
„Hinter mir endlose Pfade,
Vor mir Unendlichkeit.

Welten sich balln und vergehen,
Sonnen entstehn und verglühn,
Menschengeschlechter verwehen
Schnell wie die Blumen verblühn.

Rastlos rollt ich ins Leere
Welten und Wesen hinab.
Was ich zum Leben gebäre,
Bett' ich zum Tode ins Grab."

Julius Vanselow

Schlummerlos.

Oft wenn schon lang des Tages Tosen
Verschlungen die Unendlichkeit,
Umdröhnt noch mich, den Schlummerlosen,
Betäubender Gedankenstreit.
Es ist, als ob mir durch die Ohren
Ein tausendfältig Echo braust,
Ein Echo, das der Sturm geboren,
Der über dürre Wüsten saust.

Mit Donnern grollt er um die Wette,
Er scheucht das Meer aus tiefer Ruh,
Er wühlt den Strom aus seinem Bette
Und trägt dem Felsen Unheil zu.
Und in des Sturmes dumpfes Brausen
Gähnt laut das weite, wüste Meer,
Der Felsen Klang, der Brandung Grausen,
Der Wüste Sand: „Wohin!? — Woher!?"

Doch höhnend aus des Sturmes Rachen
Das Echo ihres Gähnens schallt,
Und wie ein heisres, blödes Lachen
Es tausendfältig widerhallt:
„Ich weiß es nicht, wer mich geboren,
Fragt Ewigkeiten, was ich bin,
Fragt, bis ihr den Verstand verloren
Euch selbst und mich: Woher? — Wohin?"

Woher! Wohin! Wie Donnergrollen,
Wenn Blitzeslohe Berge spellt,
So tausendfältig hör' ich rollen
Das Echo, das mich wach erhält.
Und wieder in die kalten Kissen
Berg ich der Stirne heiße Glut,
Kein Ahnen kommt mir und kein Wissen,
Rings tief die Nacht im Schweigen ruht.

Es ringt des Geistes nackte Öde
Ihr keinen Hauch des Mitleids ab,
Sie starrt mich an, so stumm, so blöde,
So nichts enträtselnd wie das Grab,

Bis endlich kampfesmüd, ermattet
Im Hirne der Gedanke ruht —
Und wie der Schlaf mich überschattet,
Bricht schon herauf des Morgens Glut.

Julius Vanselow.

„Seit“ . . .

„Seit die Drähte mich umschleichen,“ —
Klagt die Linde — „und die Schienen
Hastenden Geschlechtern dienen,
Meine Blätter schnell erbleichen.“

„Seit ich muß Tendenzen brüten“ —
Seufzt der Dichter — „und zum Lohne
Schreiben soll nach der Schablone,
Sterben mir die schönsten Blüten.“

Julius Vanselow.

In der Schichauschen Werft.

Ungetüme gähnen mich hier an, —
Schwarze, spitze Zähne,
Erzkolosse, Räderwerke,
Und am Boden Spähne.

Eisen kauend nagt gefräß'ger Stahl,
Klirrend schlurft die Feile,
Unter wucht'gen Hammerschlägen
Sprühen Eisenteile.

Ein Gewirr von Rädern und von Riemen
Surrt ohn' Ende,
Und dazwischen tausend fleiß'ge
Rußgeschwärzte Hände.

Eisern recken Säulen sich empor
Wie für Ewigkeiten.
Unter Glühlichtlampen stolz sich
Wand und Glasdach weiten.

Rasch und laut pocht hier das Herz der Zeit,
Das aus Dampf und Eisen
Flüss'ge Glut ihr durch die Adern
Treibt mit klirrenden Weisen.

Julius Vanselow.

Morgenlied.

Zerschmettre die Lampe, wenn sie genug
Geleuchtet hat in der weiten Halle —
O besser, daß sie dein Arm zerschlug,
Als daß dir jemals ihr Licht mißfalle!

Zerreiße die Blumen mit rascher Hand,
Wenn sie zu üppig dir duften und blühen,
Wenn dein Herz zu heiß für ein Weib
entbrannt,
Dann mußt du in stolzer Verachtung fliehen.

Und wenn dir zu weit und zu voll die Brust,
Dann sorge, das wärmste Glück zu verderben,
Und wenn du schwelgst in der höchsten Lust —
Das beste wäre, du könntest sterben!

Georg E. Geilfus.

Dichterunmut.

Zerstiebe, meine Harfe, in Atome,
Entflieh, mein Lied, zur tiefsten Felsenkluft:
Das Riesenweib, die Zeit, begräbt die Lieder
In Schuttgeröll und wüstem Moderduft.

Das Eisen klingt, die schweren Hämmer dröhnen,
Der Alltagslärm betäubt die Poesie.
Die Menge jagt nach rauschendem Vergnügen,
Die Dissonanz verscheucht die Harmonie.

In sinnverwirrendem Getöse stöhnen
Des Lebens Wogen um das Arbeitsschiff.
Die Ideale sind in Luft zerstoben,
Versunken jäh am harten Sorgenriff.

Die blöde Gier greift nackte Trugidole,
Die Glut der Leidenschaft wird sittenlos,
Das Haupt der Hydra Soziales Elend
Wächst in dem Kampf ums Dasein riesengroß.

Wer mag noch singen, wenn ihn Welten höhnen,
Wenn er der Leier Saiten nagen muß? —
Die heiße Gier allein des Geistes sättigt,
Der tiefe Drang, der Göttin Flammenkuß. —

Zerstiebe, meine Harfe, in Atome,
Entfleuch, mein Lied, zur tiefsten Felsenkluft:
Das Riesenweib, die Zeit, begräbt die Lieder
In Schuttgeröll und wüstem Moderduft.

Julius Danselow.

Die Gezeichneten.

Vater!
Sie wissen nicht, was sie sollen.
Einsam schreiten sie,
Von allen verkannt,
Ihren rauhen Weg.
Sie schaffen und dichten
Für sich allein. —
Es fiebert ihr Leben dahin:
Wie es gekommen
Fliegt's in die Dämmer,
Ins helle Dunkel zurück. —
Groß sind sie, Vater,
Groß ihre Werke.
Aber sie wissen es nicht. —
Die Gottheit ahnen sie,
Sie fühlen sie,
Denn sie ist in ihnen;
Und in ihnen ist
Die große, heilige Leidenschaft.
Ihre brennende Lippe trinkt
Vom Sonnenkelch,
Vom Wein der Erkenntnis,
Dem Wein deiner Gnade. —
So ziehen sie hin,
Von keinem gekannt,
Einsam —
Bis der Tod kommt,
Der schlanke, ernste Jüngling
Mit den dunklen Locken

Und den blitzenden Sonnenaugen,
Der ihnen leise
Den Lorbeerkranz
Auf das Haupt drückt,
Oder auch einen Kranz
Von roten, blutigen Rosen —
Sie sinken dahin. — —
Doch die Menschheit
Weint ihnen nach;
Auf ihren leuchtenden Spuren
Nieder kniet sie
Und betet. — —

So ziehen sie hin,
Einsam und groß.
Vater! Vater!
Sie wissen nicht, was sie sollen.

Franz Evers.

Es lebt die Welt.

Es lebt der Keim, das Sandkorn lebt, die Blume,
Die stumm entgegenglüht dem Morgenrot;
Es lebt der Fels, der Stein, die Ackerkrume,
Der Funke, der im Flammenkusse loht.

Es lebt die Welt, so weit wie Sonnen glühen,
So weit Planeten ihre Kreise ziehn,
So weit in Morgenröten Strahlen sprühen,
Und Nebelflecken durch den Äther fliehn.

Es lebt die Welt, so weit durch Weltallleeren
Des Lichtes Strahlen leuchtend gleiten fort,
So weit sich rauschend wälzt durch Sonnen-
sphären
Chaotisch Brausen hin — ein Weltakkord.

Und in das unbegrenzte Sphärenleben,
Das randlos kreist um meine enge Brust,
Rauscht auch das Meer im Sinken und im Heben
In Symphonien voller Lebenslust.

Rausch auf! dem Meere gleich, du Lebens-
welle,
Die all mein Sein und Sehnen schaukelnd wiegt.
Wild rausche auf! Dein Sterben ist die Schwelle,
Die vor dem schönern Wellentanze liegt.

Julius Vanselow.

Dichterstimmung.

Im fröhlichen Schwarm für den Bettler ein Herz.
Ein Auge fürs lachende All,
Für die Sonne voll Glanz und die Lüfte voll Glut,
Und ein Ohr für den jauchzenden Schall:

So wird die Welt lichthell wie der Tag,
Lichthell wie der Tag mein Sein.
Ich schwebe auf Wolken von Duft und Licht
In den Sonnenregen hinein.

Julius Vanselow.

Totenkammer.

... Ich sah den Rauch noch, hörte noch den Knall
Ein letztes Sein hintaumelnd in Sekunden ...
Ein Sonnenrausch ... und dann wie Blitzesfall
War das Bewußtsein jählings mir entschwunden.
Ein Schmerz drauf, der in Hirn und Schläfe sticht
Und überfließt wie Hyazinthendüfte . . .
Süß . . . lebensaugend. — Wie ein weißes Licht
Steigt's mir vom Haupt ... hinhauchend in die
Lüfte.

Dann grau in grau ... ein dunkler Schleierflor ...
Ein schwarzes Tuch .... farblose Totenkammer.
... Ein Tönelispeln ... Zittern mir im Ohr ...
Kein Seufzer mehr . . . kein Schmerz . . .
und kein Gejammer . . . .

Franz Evers.

Gebet.

Ich möchte wandeln, wo die Schönheit waltet —
Erhabne Göttin, segne, segne mich,
Auf daß sich schaffend meine Kraft gestaltet,
Wenn sich mein sinnend Herz versenkt in dich!
Zu dir empor will ich die Hände heben,
Anbetend neigt vor dir mein Antlitz sich,
Verklärt von deinem Lichte will ich leben,
Erhabne Göttin, segne, segne mich!

Laß mich im Spiel des Kindes dich verehren,
In einer Jungfrau heimlichsüßer Lust,
Und in den Klagen auch, den trüben, schweren,
Die sich entringen einer Mutter Brust.
Anbeten will ich dich in Jugendtagen,
Anbeten noch, wenn längst mein Haar erblich,
Nie soll mein Mund vor deinem Throne klagen —
Erhabne Göttin, segne, segne mich!

Georg E. Geilfus.

Letzte Weihe.

Neige dich zu mir, blütenumlockte,
Sonnengeborene Göttin du,
Sieh, dein Antlitz, das sternumflockte,
Winkt mir der Freiheit Frieden zu.

Wie von fruchtschweren Halmen schwillt es
Zukunftschwanger in mir empor,
Aus der Sonne, der leuchtenden, quillt es
Wie von feurigen Blüten hervor.

Und es rauscht von neuen Klängen,
Herz und Seele werden mir weit,
Aus den wilden Lenzgesängen
Rollt der Zukunft Herrlichkeit.

Deiner Flammen heilige Quellen
Schäumen mir durchs heiße Blut,
In des Feuerweines Wellen
Lodert auf die lebendige Glut,

Lodert auf in goldenen Garben,
Lichtdurchflochten, sonnengefeit,
Und in tausend perlenden Farben
Schimmert das Urbild der Ewigkeit.

Neige dich zu mir, blütenumlockte,
Sonnengeborene Göttin du,
Sieh, dein Antlitz, das sternumflockte,
Winkt mir der Freiheit Frieden zu.

Franz Evers.

Am Fenster.

Wir standen am Fenster . . . ein kühler Wind
Streichelte deine Locken,
Er schlief bald ein wie ein müdes Kind,
Und die Welt ward still und erschrocken.

Wir sangen beide hinaus in die Nacht
Die deutschen, traurigen Lieder —
Es war sehr schwül . . und in goldblauer Pracht
Irrten Blitze hernieder.

Die Spitzen an deiner weißen Brust
Wogten und zitterten leise,
Tiefschwer verklang in dem nächtlichen Duft
Die alte, weinende Weise.

Und es schlief der Wind . . und er regte sich nicht,
Und es schliefen auch deine Locken,
Nur das blaue Gold umglomm dein Gesicht —
Und die Nacht war still und erschrocken.

Carl Busse.

Volksweise.

Nun wird es still und traurig
In Haide und Geheg,
Eiskalte Nebel suchen
Sich durch das Thal den Weg —
Nun muß ich alles lassen,
Was mein war lange Zeit,
Und wandern muß ich, wandern,
Noch weiß ich nicht, wie weit.

Das Mühlrad ist zerbrochen,
Im Winde knarrt das Thor,
Und auf dem stillen Teiche
Verfault der Kahn im Rohr;
Die Blumen sind verdorben
Schon lange vor der Zeit,
Die Welt wie ausgestorben
Und jeder Pfad verschneit.

Am Wege draußen liegen
Zwei Gräber unterm Schnee —
Da muß ich noch vorüber,
Wenn ich von hinnen geh,

Da grab ich aus dem Grunde
Mir eine Hand voll Sand,
Die will ich mit mir tragen
Hinaus ins fremde Land.

Und Eine, die geleitet
Mich bis zum Kreuzweg wohl,
Dann wird auch sie sich wenden
Und sagen lebewohl —
Dann ist mir nichts geblieben
Und alles still und leer —
O Gott, mein Gott, dann habe
Ich keine Heimat mehr!

Georg E. Geilfus.

Volkslied.

Das war wohl unter dem Schlehenbusch
In duftiger Frühlingszeit,
Da hielt ich dich umfangen
In schweigender Seligkeit.

Die Nachtigallen sangen,
Es zogen die Wolken so weit —
Das war wohl unter dem Schlehenbusch
In duftiger Frühlingszeit.

Die Winde gingen so lind, so lind,
Und wie in heimlichen Träumen
Erbebten die Zweige, entschlafen sind
Die Blüten an allen Bäumen.

Es lauschten die Sterne in die Nacht
Und hörten zur selben Stunde
Das Wort, das mich ganz dir zu eigen gemacht,
Gesprochen aus Herzensgrunde.

Sie hörten, wie ich von Treue sprach
Und sahen das Haupt dich neigen —
Und über den atmenden Fluren lag
Ein tiefes, sinnendes Schweigen. — —

Ich aber, ich wollte, es wären längst
Die Blüten verwelkt und zerstoben,
Und aus dem Samen hätten sich längst
Viel grünende Bäume erhoben.

Ich wollte, es wäre noch mancher Tag
Hinabgegangen auf Erden —
Dann wird das Wort von Liebe und Treu,
Dann wird es Wahrheit werden.

Georg E. Geilfus.

Anabella.

Im dunkeln Gezweig spielt das Sonnenlicht,
Fernab vom staubigen Weg;
Wir sind allein . . . es umfängt uns dicht
Tiefschweigendes Waldgeheg.
Hier halte den schnaubenden Rappen an,
Du stolzes, du herrliches Weib,
Der Ort ist kühl und es duftet der Tann —
Und es glüht dein zitternder Leib.

Lös vom schimmernden Haar das seidne Band,
Daß es wogend herniederfließt,
Und löse das rauschende, dunkle Gewand,
Das so eng deinen Leib umschließt;
Enthülle der Glieder schwellende Pracht,
Daß mein Aug' ihre Schönheit trinkt,
Bis schönheitstrunken und sehnsuchtentfacht
Seele in Seele versinkt.

Leis zittert das Gras in der Mittagsglut
Und totenstill liegt der Wald —
Und verlockend auf üppigem Moose ruht
Deine weiße schlanke Gestalt:
Ich will mich berauschen an deinem Kuß,
Eh' die Glut unsrer Jugend verloht,
Eh' die Sehnsucht im Herzen erkalten muß
Und die Liebe erstarrt und tot.

Wie dein Atem fliegt, wie dein Auge sprüht
Und dein Busen sich senkt und hebt,
Wie dein blühender Leib mir entgegenglüht,
In meiner Umarmung bebt . . .
Presse fest an mein pochendes Herz deinen Mund —
Wir sind so allein — es durchzieht
Nur leises Summen den Wald, und im Grund
Singt ferne der Bach sein Lied.

Und träumend lehnst du das Haupt zurück
Und lächelst — zuweilen rauscht
Der Wind vorbei, der das heiße Glück
Nicht erzählt, das er hier belauscht;
Ein Vogel hebt ferne zu singen an, —
Du aber, du schmiegst dich leis
Aufs neu an mein Herz — und der stille Tann
Duftet so heiß, so heiß . . .

Georg E. Geilfus.

Ewige Liebe.

Ich rief vom Schlummer dich gewaltsam
Empor mit wildem, rauhem Wort,
Ich riß dich auf, und unaufhaltsam
Schleppt' ich im Staub dich mit mir fort:
Ob du die Hände auch gerungen
Und aufgeschrien in bangem Schmerz,
Ich hab' dich mitleidlos bezwungen
Und festgekettet an mein Herz.

Ich war die Kraft, ich war das Wollen,
Ich war die rasende Gewalt —
Ich hab' dein Herz mit meiner tollen
Berauschten Leidenschaft zerkrallt,
Ich hab' den Gott in dir vernichtet,
Und was du liebtest, ward mein Spott —
In deiner Seele aufgerichtet
Hab' ich mein Bildnis dann als Gott.

Und ob dein Mund auch bleich geworden
Und Falten deine Stirne trug,
Und ob du auch mit leisen Worten
Gefleht: Es ist genug, genug!
Ich hab' in Fesseln dich geschlagen
Und fortgeschleift auf steilem Pfad —
Du warst das zitternde Entsagen,
Ich war die lustentflammte That . . .

Nun brach dein starrer Trotz zusammen,
Nun trag' ich jubelnd dich empor,
Wo sich vor heißen Sonnenflammen
Der Erde Glanz in Nacht verlor.

Du mußt des stillen Glücks vergessen,
Das dir der Hütte Frieden bot,
Mußt fest dein Herz an meines pressen,
Daß nimmer seine Glut verloht.

Und nie mehr kannst du von mir lassen, —
Ich will in tiefer Leidenschaft
Dich wild und glühendheiß umfassen,
Ich will mit immer neuer Kraft
Empor dich tragen sonnentrunken,
Bis du mir endlich lichtberauscht
Ans jugendstolze Herz gesunken
Und seinen tiefsten Schlag belauscht.

Dann hab' ich endlich dich errungen:
Du bist mein Lieb, du bist mein Weib!
Dein Herz ist mein, und fest umschlungen
Halt' ich den weißen, schlanken Leib.
Ich führe dich auf stillen Pfaden,
Die ich dir kämpfend selbst gebahnt,
Zu fernen blühenden Gestaden,
Wie du sie nur im Traum geahnt.

Und wenn der Leidenschaften Wüten
Verstummt, und du dich sehnst zur Ruh,
Dann küss' ich dir die sonnenmüden,
Die tiefen, treuen Augen zu!
Wenn deiner Lippen Rosen schwinden
Und ich den letzten Abschied nehm',
Dann will ich um die Stirn dir winden
Des Ruhmes flammend Diadem.

Georg E. Geilfus.

Der Wanderer.

I.

Der Sommerabend war schwül und heiß,
Hell schimmernd lagen die Hänge,
Und Tannenduft durchflutete leis
Die schattigen Waldesgänge.

Durchs Baumgrün flimmerten hin und her
Funkengoldene Strahlen,
Ein silberbrauendes Düftemeer
Wogte über den Thalen.

Da haben wir, heiliger Liebe voll,
Den Blütensommer getrunken,
Berauschendes Leben den Tann durchquoll,
Als zitternd wir niedergesunken. —

Dann schritten wir stumm durchs reifende Feld,
Am Kreuzweg sind wir geschieden . . . —
Ich zog hinaus in die brausende Welt,
Und suchte nach Frieden, nach Frieden.

II.

Es nahte der Tag der Wiederkehr;
Ich träumte vom Glück, das ich fände.
Wohl fand ich das Weib, doch die Liebe nicht mehr . . .
Der Wind stieß wirr durchs Gelände.

Vom Himmel leckte das Abendgold
Die letzte silberne Wolke.
Die ganze Nacht hat der Sturm getollt
Um schmutzige Wasserkolke.

Ich hatte durchschwelgt die ganze Nacht
Im Lebensstrudel, und trunken
Bin ich, als leuchtend der Morgen erwacht,
Matt zu Boden gesunken . . . .

Nun irr' ich weiter von Land zu Land,
So lange die Adern mir klopfen,
Nur ab und zu auf die zitternde Hand
Rollen die Thränentropfen.

Franz Evers.

Lied.

Wir waren hinausgeritten
An klarem Sommertag,
Als noch der Frühtau glitzernd
Auf Moor und Wiesen lag,
Als noch die müden Wellen
Kein Hauch zu wandern trieb —
Es war so still, süß Ellen,
Schön Ellen, mein trautes Lieb.

Es nickte die Reiherfeder
Herab auf dein Gesicht,
Es blitzte und blinkte und gleißte
Dein Gürtel im Sonnenlicht,
Ich sah deine Brüste quellen
Hervor aus dem leichten Gewand —
Wie lachtest du laut, süß Ellen,
Als dich mein Arm umwand.

Wir ruhten so einsamselig
Im schattigen Waldesgrund,
Ich küßte dir wieder und wieder
Den roten, den schwellenden Mund,
Ich küßte dich auf die hellen
Blauaugen so heiß, so heiß —
Dein blühender Leib, süß Ellen,
Der lockte so schlank, so weiß.

Nun hast du mich längst vergessen,
Ich reite still allein —
Rings funkelt über die Gräser
Der Sommersonnenschein —
Und Gott mag den bewahren,
Der jetzt dich küssen mag,
Vor all dem Leid, süß Ellen,
Wie ich's im Herzen trag'!

Georg E. Geilfus.

In der Loge.

(Bei Wagners „Tannhäuser.")

Du saßest in der Loge — und dein Auge,
Das dunkle Auge ruhte lang auf mir.
So sonderbar, so seltsam fragend traf
Der braune Blick mich . . . Auf das blütenweiße
Gesicht schien leis die Sehnsucht sich zu senken . . .
Ich schaute stumm dir in die Märchenaugen . . .
Und schaute stumm dich lange, lange an . . . . .
Was dich durchzog, was dir den Busen hob,
Den keuschen unter seidenschwarzem Atlas,
Ich weiß es — und ich fühlte deine Liebe . . .
Und lange lag auf dir mein heißer Blick . . .
Da neigtest du zur Brust den feinen Kopf —
Im Auge sah ich eine Thräne schimmern, . .
Die sagte alles — alles . . . .
Du standest auf und gingst . . . Dein schwarzes Haar
Gab mir den letzten Gruß. Elektrisch glühte
Der Lampe Licht und nahm mir deinen Anblick . . . .
. . . .
Tannhäuserklänge rollten mir im Ohr,
Ich starrte reglos vor mich hin uud träumte:
Jasmin- und Fliederdüfte stiegen auf,
Ein Orgeln und ein Singen flog empor
Von Engelstimmen jauchzend, traurig-schön.
Vor meinen Augen schwebten Tauben auf,
Und weiße — weiche Taubenschwingen streiften
Das Haar mir — schmiegten sich so eng, so nah
An mich, als wollten sie zur Ruhe winken,
Zur stillen Ruh, die kein Erwachen kennt . . .

Franz Evers.

Magda.

Weib, wie dein dunkles Auge,
Dein blitzendes Auge
Mich durchflammte!
Weib, auf deinen Zügen liegt's
Wie überirdisch Weben,
Wie ein Abglanz jener Schönheit,
Die auch auf meine Stirne
Den Feuerkuß
Der Begeisterung drückte.
So ganz, so ganz möchte ich versinken
In dich, du Hohe.
Von deinen Lippen
Wollt' ich Erlösung trinken,
Erlösung von meinen Qualen.
Deine Liebe
Wäre ein unerschöpflicher Quell
Hellklingender Lieder.
Dir zu Füßen legen wollt' ich sie alle,
Sie und mich selbst,
Mein junges klopfendes Leben.
Ja ich fühl's,
Ich könnte glücklich werden!
Aber das Schicksal
Ruft mir ein kaltes Nein zu:
Und ich muß ihm folgen —
Ich will's! —
Unsere Wege gehen auseinander.
Doch wenn einst an fremdem Orte
Mein Name an dein Ohr klingt,
Wenn du meinen Namen
Nennen hörst, o Weib,

Dann sage:
„Auch mich hat er gekannt,
Und kennt mich noch!“
Denn ich kann dich nicht vergessen
Du Geheiligte!
Gewaltig griff dein Sein
In meine Lebenskreise!
Ich denke dein! . . . . .
Und ich danke dem Gotte der mich schauen ließ dein Bild,
Danke mit diesem Liederstrom, der aus dem Herzen quillt,
Denn ich habe dir, Weib, ins helle Auge gesehen.
Möge nun kommen, was da will, ob Sonnenschein, ob Nacht,
Immer wird mich, wenn im Traum Erinnerung mir lacht,
Einer fernen Rose Blumenhauch umwehen.

Franz Evers.

Die Meerfrau.

Wie taucht' ich so tief, so tief hinab
In das Meer, zu suchen auf seinem Grund:
Nicht die Perle wollt' ich im Flutengrab,
Nur das Kraut, das da heilet des Herzens Wund'.
Und ich suchte so lang, bis mein Auge verlor
In den grünen Wellen des Tages Licht,
Bis das Brausen nimmer vernahm mein Ohr
Von der Woge, die sich am Felsen bricht.
Doch ich fand nicht das Kraut, und ich preßte die Hand
Auf das wunde Herz, daß verstumme sein Schlag,
Nie wollt' ich mehr schauen den blühenden Strand,
Nie wieder den sonnenverklärten Tag.
Es wurde so friedensstill — ich entschlief
Und im Herzen erlosch die verzehrende Glut,
Bis mich leis eine Stimme mit Namen rief
Und ein Leuchten ging durch die wogende Flut.
Bis du selbst durch die flüsternden Wasser kamst,
Im nassen Haare der Muscheln Pracht,
Und mein Haupt in die blühenden Arme nahmst
Und die Lippe mir küßtest, bis ich erwacht . . .
Wir umschlangen uns beide, ich und du,
Wir trugen uns beide empor zum Strand,
Wo die Welle schläft in des Mittags Ruh
Und die Sonne spielt an der Felsenwand.
Und ich lehnte mein Haupt an deinen Schoß,
Indessen der Wind deine Locken strich,
Und dein Auge so klar, so sehnsuchtgroß
Blickte verlangend herab auf mich.
Und den wellenfeuchten, den nackten Leib
Drängtest du stürmisch an mich heran —
So hat nimmer ein staubgeborenes Weib
Umarmt, umschlungen den teuren Mann.

Und kein Weib, das am Herzen mir je geruht,
Bezwang mich, wie du mich bezwungen hast,
Und küßte wie du mit berauschender Glut,
Hielt mächtig wie du meine Seele umfaßt.
Und dann glitt'st du mir doch aus den Armen ins Meer,
Als die Wogen sich bäumten, vom Sturmwind gejagt,
Als die Brandung aufschrie vom Felsen her,
Der schroff überm dunklen Wasser ragt. —
Und nun spielst du wieder am wogenden Grund,
Und es lauschen mit lächelndem Angesicht
Dir die lieblichen Schwestern, wenn dein Mund
Von der Liebe erzählt im Sonnenlicht;
Von der Erde Schimmer, des Himmels Pracht,
Wo der Mond hinwandelt und Stern an Stern —
Und ich irre hier oben in tobender Nacht,
Weltverloren und menschenfern . . . .

Georg E. Geilfus.

Im Banne der Nacht.

O sieh mich nicht an, du Rätselweib,
Du Sphinx mit den grauen Augen,
Sieh mich nicht an, dein träumender Blick
Will das Blut aus der Seele mir saugen.
Verhängnisdunkel umweht dein Haupt
Nachtlockiges Haar, nachtfarbene Pracht,
Verschone, schone mich, Rätselweib,
Du ziehst mich hinab in die meertiefe Nacht.

Wohl zittert im Herzen mir sonniges Gold,
Wohl reift ein Prometheusgeist mir im Hirn,
Doch unwiderstehlich erfaßt es mich,
Nachtnebel umwölkt mir die brennende Stirn.
Was fruchtet der Seele Drang zum Licht —
Nachtschattende Zweige umranken die Brust,
Sie wurzeln sich fest, und im Herzen tief
Schon dunkelt die Freude, die Götterlust.

O sieh mich nicht an, du Rätselweib,
Du Sphinx mit den grauen Augen,
Sieh mich nicht an, dein träumender Blick
Will das Blut aus der Seele mir saugen —
Laß mich los, o lasse mich, Rätselweib, —
Mir bangt — ich zittre vor deiner Macht,
In meinem Busen kauert der Schmerz —
Auch ich, auch ich gehöre der Nacht.

Franz Evers.

Am Rande.

Ein letzter Gruß — ein letzter Blick — nun ist's vorbei — und ich taumele fort —
Die Lippe zuckt vor Weh und Schmerz, und im Munde erstirbt das Abschiedswort.
Und ich wanke hinaus am Arm des Freunds, ich wanke hinaus in schwere Nacht —
Mein Herz pocht laut — nur mein Herz klopft laut — und ich irre fort bis der Tag erwacht.

Es wallt empor mit erneuter Glut, und es steigt mir zum
Hirne so brennend heiß:
Die Brust umklammert ein wilder Krampf, von der Stirne tropft
mir blutiger Schweiß —
Ich ringe in Ängsten mit dir, o Tod, und wilde Verzweiflung
ist dein Genoß,
Von eurem Gifte durchtränkt ist das Blut, das früher so hell
zum Herzen floß.
Das packt mich an und schüttelt mich wild — und ich sinke
zu Boden vor solcher Wucht,
Das schleudert mich an des Abgrunds Rand — entgegengrinst
mir des Todes Schlucht —
Ein Beben, ein Beben durchzuckt mein Sein, all meine Kraft
sie schwindet hin —
Ich fühl' nur, daß mein Glück zerstört, und ich selbst vom
Schmerz zerschlagen bin.
Schon will ich mich stürzen in ewige Nacht, und will entfliehn
dieser bittren Welt —
Da peinigt aufs neue mich herbe Qual — ein Schrei von
meinen Lippen gellt,
Ein Schrei nach dir, nach dir, mein Lieb, die du gewesen mein
Heil, mein Licht,
Vor dir mein Leben, mein Herz in Staub — ich flehe dich an:
O verlaß mich nicht!
Verlaß mich nicht und reiße mich los aus des Todes glückver-
nichtender Wut —
Du kannst es, dein Herz pocht still und warm — o führ mich
zurück an des Lebens Flut,
Und träufle wie früher mir Balsam und Trost in die Wunden,
die tief mir das Leben schlug,
Und scheuche mit deiner Liebe hinweg der Todesschatten gespen-
stischen Trug —:
Doch du hörst mich nicht — du hörst mich nicht — dein Ohr
ist meinen Qualen taub,
Du träumst vom hellen Sonnenlicht — und mein Leib windet
sich im Staub —

— — — — — — — — — — — — —

Da naht der erwachende Tag sich leicht — der Wind zerzaust mir das flatternde Haar,
Er hat mein banges Flehen gehört und vernichtet den Tod mit seiner Schar.
Er giebt meinen Mut mir wieder zurück, und kühlt mir die Stirn mit frischer Kraft —
Doch bleicher Ernst wird mein Kampfgesell, verloht ist die glühende Leidenschaft —
Und reine hohe Begeisterung drückt mir ihren Lorbeersegen auf,
Aus Schmerz und Staub und schwarzer Nacht zieht der ernste Tag mich zur Sonne hinauf.

— — — — — — — — — — — — —

Nun ist's vorbei — der Wind weht kalt — die Welt ist öde — die Welt so tot —
Und ich schaue bethränten Angesichts hinein ins flimmernde Morgenrot. — — —

Franz Evers.

Auf Weras Tod.

Mit zitternder Hand, mit brennender Stirn,
Mit trockenem Auge, krank und matt
Und Fiebergluten im wüsten Gehirn,
So schreib' ich dies Lied auf das knisternde Blatt —
Zerschellt die Lampe, der Docht verglüht,
Im Meere versunken der Sonne Pracht,
Du selbst begraben in ewiger Nacht —
Und ich, ich dichte dein Sterbelied.

Wir nennen ihn Leben, den leeren Wahn,
Das rastlose Ringen nach Lust und Glück;
Und wenn wir vollbracht unsre mühsame Bahn,
Es sehnt sich keiner, keiner zurück.
Auch du hast Ruh: — von hinnen schied
Dein schweigsam Dulden, dein stiller Schmerz,
Nun schläft unter Rosen dein reines Herz —
Und ich, ich singe dein Sterbelied.

Wir sitzen und schaffen bleich und stumm,
Wir sitzen und schaffen in Gram und Not
Und schaffen und schaffen — warum, warum!
Für unser Leben, fürs tägliche Brot.
Die Locken bleichen, der Sommer flieht,
Wir sitzen und schaffen und merken's nicht;
Es stockt das Herz und das Auge bricht —
Dann ist es zu Ende, dein Sterbelied.

Georg E. Geilfus.

Eine Nacht.

Hell klangen die Gläser und klirrten laut,
Und der Wein schwoll auf in perlendem Schaum —
Und du wiegtest im Arme die Sonnenbraut,
Du wiegtest im Arm deinen Lebenstraum.

Die Genossen jauchzten und tranken dir zu,
Es sprühte der Rede Feuergeist,
Du träumtest von Glück und seliger Ruh
Und sahst nicht, was dich bethörend umkreist.

Du sahst nicht, wie es die Luft durchflog
Und niederzwingend ins Herz dir brach,
Du fühltest nicht, wie's deine Seele betrog,
Von lachender Lust deine Lippe sprach.

. . . .

Es umschlang dich ein Arm, so rein, so weiß —
Du fühltest ihn beben so lebenswarm;
Es berückte den Geist dir und atmete heiß —
Und fester umschlang dich ein schwellender Arm.

Es preßte sich wogend an deine Brust,
Es schmiegte sich an dich mit wilder Glut,
Da überschäumte dich sprudelnde Lust,
Da flog an den Hals dir das klopfende Blut.

Du sankst auf den Pfühl — und es wiegte dich ein
Ein blühendes Leben, so formenrund,
Ein Glutstrom flutet durch dein Gebein,
Auf fiebernde Lippen brennt dein Mund.

Auf fiebernde Lippen brennt dein Mund . .
Ein Glutstrom . . flutet . . durch dein Gebein . . .
Ein klopfends Leben . . . so formenrund . . .
So blütenweich . . . . und es wiegte dich ein . . . . .

. . . .

. . . .

Die Nacht so wüst, so schwer wie Blei,
Und dazwischen der Regen, der rastlos rinnt,
Ein schauriges, dumpfes Einerlei;
Dein Blick in die Finsternis starrt und sinnt.

Du siehst es vor dir im tollen Tanz,
Es rast vorüber und schreit und gellt,

Von Rosen und Gold ein gleißender Glanz,
Wie ein Irrlicht fliegt's übers Totenfeld.

Du siehst die Schatten steigen mit Macht,
Und sie wachsen auf und gewinnen Gestalt,
Nur ein Sehnen, ein Drang durch die wilde Nacht,
Ein einziger Ruf nach Rettung erschallt.

Doch stumm und öde liegt weit das Land
Und die Finsternisse atmen schwer,
Ins Dunkel greift deine irrende Hand —
Du findest nicht Ruhe, nicht Rettung mehr.

Verflogen ist Liebe und göttliche Lust,
Und dir flammt kein Licht — die Luft ist schwül,
Nur Todesseufzer schwellen die Brust,
Und du preßt dein Haupt in der Finsternis Pfühl.

Du hieltest den Tod im verlangenden Arm,
Den lebendigen Tod in Weibesgestalt,
Er umschlang dich heiß und lebenswarm —
— Und sog dein Blut — — — es durchschauert dich kalt —

Und die Thräne brennt dir im Angesicht,
Du haderst um Leben und findest nur Tod,
Kein Sonnenschimmer ins Auge dir bricht,
Du stürmst in dein schwarzes Morgenrot.

So schwer und drückend fällt es herab,
Eine Nacht so wüst, so schwer wie Blei,
Du starrst in ein totes Flammengrab,
Ein schauriges, dumpfes Einerlei.

Franz Evers.

Die Odaliske.

Wenn zum schwellenden Pfühl ich dich niederzog,
Und mein schlanker, geschmeidiger Leib
Zuckte in deiner Umarmung,
Oder in frühlingstrunkenen Nächten,
Wenn du zur Seite mir ruhtest
In seligem Schlaf
Und mir heimlich dein Atem
Hinglitt über die schauernde Brust —
Dann, o dann
Hab' ich in qualvoller Sehnsucht
Aufgeschrien zum Himmel,
Daß dein Verlangen ewig nach mir sich sehne,
Ewig nach mir!

Als ich mich jubelnd dir gab
In leuchtender Jugendschönheit
Und meine glühende Stirn
Zitternd preßte
An deine pochende Brust —
Oh, wie schlang ich berauscht,
Trunken von Wollust
Die Arme um dich,
Nimmer dich wieder zu lassen,
Ewig, ewig mich an dich zu pressen,
All dein Leben zu trinken
Von blutenden Lippen.

Aber dann,
Eh noch im Frührotschein
Die Dächer und Minarets blinkten,
Lag ich am Boden,
In schmerzenstoller Verzweiflung —
Und du,
Lächelnd emporgetaucht
Aus langer heißer Umarmung,
Gingst lächelnden Angesichts
Von mir hinaus.

Warum nicht ewig
Kann ich umschlingen dich,
Kann des Vergessens
Friedenselige Ruh
Mild ausgießen über dein Männerherz?
Und des Weibes schmeichelndes Liebeswort,
Kann es denn nie des geliebten Mannes
Stolzen ruhlosen Geist
Zwingen für immer, für immer
In seine Gewalt?

Ganz besitzen, unentreißbar besitzen
Wollt' ich dich,
Wollte mit dir vergehn
Im rasenden Liebestaumel,
Von dir umschlungen,
An deine Brust geschmiegt,
Wollt' ich in blühender Jugend
Umfassen des Lebens glühende Schönheit.

Konnt' ich die trunkene Seele
Aushauchen nicht,
Als deine Lippe mich küßte!

Konnte dein starker Arm
Nimmer mich töten,
Als du alles dessen müde geworden,
Was ich dir bot?

Mit zitternden Händen
Zerrauft' ich mein wogendes
Nachtschwarzes Haar,
Zerrauft' ich die Perlen,
Die es geschmückt,
Und riß mir von leuchtender Stirn
Lachend das gleißende Diadem — —
Tot und vergangen,
Ehe die Sonne versinkt im Meer,
Ist meine Schönheit —
Aber dann
Kehre ich wieder
Und rastlos, rastlos
Will ich dir folgen
Und furchtbar verzehrendes Gift
Ausgießen in deine Seele!
Und du wirst nimmermehr ruhn,
Nimmer wird liebende Frauenhand,
Nimmer die Lippe,
Die auf der deinen sehnsüchtig sich schließt,
Löschen die Glut,
Die ich in deiner Seele entfacht!

Georg E. Geilfus.

Reue.

Durch Wettergebraus die Felder entlang!
Und ich keuche und eile und keuche dahin,
Umorgelt von höhnendem Sturmesgesang,
Und es schauert und wimmert und stöhnt ringsum:
Kehr um . . . kehr um!

Durch den Sturm, durch den Sturm hör' ich stets nur ein Wort,
Klagend und leise, voll Liebe, voll Schmerz —
Und weiter und weiter treibt es mich fort, —
Und es gellt und es pfeift und es brandet in Höhn
Der Föhn . . . der Föhn!

Durch die Nacht, durch die Nacht — da leuchtet und scheint,
Mir ein blasses und süßes und mildes Gewicht,
Das um mich so gebangt, das um mich so geweint —
Und wilder stets heult und ächzt es ringsum;
Kehr um . . . kehr um!

Kein Stern und kein Licht! . . . Tiefdunkel nur schaut
Der Himmel . . . der Himmel . . . da . . wie er höhnt!!
Und ich rufe und klage, verzweifelnd und laut —
Mit totbleichem Mund! . . . Es donnert von fern . . .
Kein Stern . . . kein Stern!

Carl Busse.

„Ich schreck' dich allnächtlich" . . .

Ich schreck' dich allnächtlich vom Lager empor
Und raune dir wieder die Worte ins Ohr,
Die alle so schmerzlich dich trafen,
Ich trinke dein Blut in unsäglicher Lust,
Ich saug' dir das Leben aus pochender Brust,
Du darfst nicht schlafen, nicht schlafen.

Und ob du auch wandelst so weit, so weit,
Du weißt mich immer an deiner Seit',
Ich treibe dich selber von dannen;
Ich zeige dir stets, wie dein Leben verfehlt,
Und ob dich auch oftmals die Hoffnung beseelt,
Du kannst mich nicht bannen, nicht bannen.

Ich blicke dich an von des Bechers Grund,
Ich bin im Kusse von rosigem Mund
Und ruh' dir als Freund in den Armen;
Ich reiß' in der Wollust dein Herz entzwei
Und wandle dein Lächeln in gräßlichen Schrei:
Kein Gott, kein Gott hat Erbarmen.

Sprich, weißt du den Ort noch im duftigen Hag,
Wo ein blühendes Weib dir im Arme lag,
Das so innig dich wußte zu lieben?
Du Thor! warum ließt du vom Herzen dein Glück?
Nun kehrt es dir nimmer und nimmer zurück —
Ich aber, ich bin dir geblieben!

Ich bin dir geblieben — ich halte nicht Rast,
Bis das Rot deiner Wange verwelkt und verblaßt,
Ich grab' in die Stirn dir die Falten,
Ich halte nicht Rast, bis das Haar dir erbleicht,
Bis nur mühvoll dein Fuß noch durchs Leben schleicht,
Dein glühendes Herz muß erkalten.

O wie bettete friedlich dein Lieb dir das Haupt —
Sie hat ja an dich, an dich nur geglaubt
Und für dich nur gelebt und geduldet —
Zum Himmel schuf sie die Erde dir um —
Nun ist ihre Lippe kalt und stumm —
Du hast es verschuldet, verschuldet.

Sie war dein Glück — nun ist es vorbei,
An fühllosen Wänden verhallt dein Schrei,
Ich aber, ich hab' ihn vernommen;
Ich komm' und ruhe an deiner Seit'
Und küss' in der Seele dir wach das Leid,
Bis die Thränen ins Auge dir kommen.

Ich schlag' dir die Krallen ins zuckende Hirn,
Bis es loht, bis es flammt unter deiner Stirn,
Ich komme täglich aufs neue;
Ich bin dir geblieben, ich allein
Im Sterben dein letzter Trost zu sein —
Ich bin die Reue, die Reue!

Georg E. Geilfus.

Elegie.

Man sagt von Toten, die nicht schlummern können,
Die auferstehn in stiller dunkler Nacht,
Weil ihnen Haß und Groll nicht Frieden gönnen
Und die Verläumdung noch ihr Grab bewacht,
Weil man ihr letztes Angedenken steinigt,
Indessen es für sie kein Hoffen giebt —
Sie stehen auf und wandeln gramgepeinigt
Dorthin, wo sie gelitten und geliebt.

Und ich bin längst schon tot — von dir verstoßen
Ward meine Seele kühl und grabesstill,
Mich kümmert's nicht, ob rasend Sturmestosen,
Ob Sonnenschein die Stirn mir küssen will,
Ob sie mich schmähten, als ich fortgegangen,
Und heimlich Schande häuften auf mein Haupt,
Mich quält kein Hoffen mehr und kein Verlangen —
Nur eins läßt mich nicht ruhn: daß du's geglaubt!

Daß du's geglaubt . . . wie bäumt sich qualdurchdrungen
Mein Herz, mein müdes, junges Herz empor!
Daß du's geglaubt, für die ich treu gerungen
Und treu gekämpft wie nie ein Mensch zuvor,
Du, die in Lieb auf mich vertrauen sollte,
Wenn auch die andern gingen stolz und kalt —
Daß du's geglaubt! Ob ich auch nie dir grollte,
Das faßt mich doch mit rasender Gewalt.

Schreckt dich nicht oft des Nachts von süßem Schlummer
Ein wilder Schrei empor, — und siehst du nicht
Im Traum mich einsam wandeln und vor Kummer
Und Lieb zu dir verhärmt mein Angesicht?
Ich komme leise, leise; an dein Lager
Setz' ich mich hin und nehme deine Hand
Und küss' dir Stirn und Wange, die so hager
Seit jenem Tag, da du mich stolz verbannt.

Dann lächelst du und ziehst mich leise nieder
Und schlingst um meinen Hals den weichen Arm,
Von Liebe sprichst du, von Vergeben wieder . . .
O Gott! Es ist ein Traum nur, der so warm
Dein Herz für mich läßt plötzlich wieder schlagen,
Das kalte Herz, das keine Gnade kennt —
Und lange bin ich, eh's beginnt zu tagen,
Ein Toter, den dein Mund wohl kaum mehr nennt.

Georg E. Geilfus.

Mädchenlieder.

I.

Einst nahm er mich in seinen Arm
Und ließ mich seine Küsse trinken,
Es war ein Tag so weich und warm,
Kaum hier und da ein Blättersinken.
Das Herbstesglühn ging durch das Land
Als ich ihn fand.

Ich hab' ihm viel zu viel geglaubt,
Ein Lenzeswehn haucht durch die Lande,
Er hat die Ehre mir geraubt,
Ich steh' allein mit meiner Schande.
Und mich umbraust der Frühlingswind — —
Mein Kind — mein Kind!

II.

Er geht so stumm an mir vorbei —
Maria, laß mich beten!
Ein Kranich rudert durch die Luft,
Von ferne zieht der Lindenduft,
Maria laß mich beten!

Er geht so stumm an mir vorbei —
Maria, laß mich beten!
Das All ringsum so sterbensmatt,
So mittagsschwül und sonnensatt —
Maria, laß mich beten!
Maria — Königin!

III.

Nun zeigen sie mit Fingern auf mich her,
Sie speien aus und keiner kennt mich mehr,
Sie wenden sich jetzt alle von mir ab,
Nun bleibt mir nur ein kaltes Wellengrab.
Mein Kind ist tot! — Mich hält nichts mehr zurück,
Vorbei der Traum, der lichte Traum vom Glück!
Das Wasser rauscht — die Nacht . . . die Nacht ist
stumm, —
Nach einer Dirne schaut sich niemand um!

Carl Busse.

Netti.

Funkelnd die Sterne am Himmel stehn,
Die nieder auf meine Schande sehn.
Allmächtiger! bist Du!? — Es höhnt der Nacht
Berückende, brütende Zauberpracht.
Im Herzen wogt es wie glühendes Gold,
Wie Lava, die sengend zur Tiefe rollt. —
So hab' ich gebetet, geweint und gefleht
Vergebens, — vergebens! —
Am Himmel in Flammen geschrieben steht
Die Schande des ekelnden Lebens.
Durch Laster erkauf' ich mir Arbeit und Brot.
Es gähnt der Hunger, es schreit der Tot. —
Sag' nein ich, so werd' ich entlassen,
Gestoßen ins Dunkel der Gassen.
Der Meister, o Mutter —, er zahlt mit Lohn,
Und bin ich nicht willig, mit Spott und Hohn.
Er kommt — und mein Leib bleibt kalt, so kalt — —
Schwarz vor den Sternen Gewölk sich ballt.
Züngelnd leuchtet in flammender Pracht
Einzeln ein Blitz durch die brütende Nacht. —
Er kommt, — o Mutter, — und kehr' ich nicht wieder, —
Streckte ein Blitz mich Elende nieder.

Julius Vanselow.

Perdita.

Die Nächte durchtollt in berauschendem Tanz,
Es leuchtet mir flackernder Kerzenglanz,
Ein Männerarm hält mich umfangen!
Mit weißen Rosen die Brust bedeckt,
In den Kelchen schäumt und prickelt der Sekt —
Und es glühn mir die Wangen . . . die Wangen.

Was schimmert der Wein auch so feurig und hell,
Was schrein die Trompeten und Geigen so gell
In lüstern-betäubenden Tönen?!
Den Mann zur Seite — ich kenne ihn nicht . . .
Mein Herz . . . mein Herz . . . wie das brennt . . . wie das sticht,
Doch ich darf ja nicht klagen und stöhnen!

Bald küßt mich dieser, bald küßt mich der,
Und das Lächeln . . das Lächeln — es fällt mir so schwer,
Mein Kopf! . . . O die Flammen . . . die Flammen!
Sie brennen und fressen, . . . sie stechen und glühn . . .
Wie die Lichter schießend ins Auge mir sprühn:
Und sie lodern im Haupte zusammen!

Und es schleicht mir näher . . . Mutter . . . vergieb!
Ich hatt' ihn so lieb, ich hatt' ihn so lieb,
Er hat mich verstoßen, verlassen!
Mutter . . . geh fort . . . zurück in dein Grab,
Du weißt es . . . du weißt es . . . er zog mich hinab:
Nun schleich' ich in Winkeln und Gassen!

Die Tochter ist Dirne! . . . . Der Wein . . . der Wein . . .
Ich will vergessen! Heut Nacht bin ich dein . . .
Schatz, weißt du . . . Nein, laß mich! . . . Sie geben
Mir jetzt viel rotes, funkelndes Gold,
Und es blitzt und es leuchtet . . . das Gold . . du das Gold,
Ich muß ja leben . . . ja leben! . . . .

Das Spitzglas flimmert . . . es höhnt so graus —
Und klirrend fliegt's in die Welt hinaus,
In die Nacht! . . . Irr flammen die Kerzen!
Und ich danke der Nacht . . verflucht sei die Nacht!
Der schönsten Nacht . . der einzigen Nacht,
Wo du mir ruhtest am Herzen.

Mit Sternen war sie emporgeflackt . .
Wie es brennt . . . wie es sticht . . . wie es schauernd mich packt
Mit Totenhänden! . . . Nur sterben!
Könnt' ich noch beten! He, schläfst du, Gott?!
Ich kenne dich nicht . .! Mein Gott . . . mein Gott,
Was ließest du mich so verderben!

Und es quillt und es rauscht die tönende Flut
Der „Donauwellen" . . . es schwimmt wie Blut
Mir vor den Augen! — — Die Geige,
Sie schwillt so bang durch den dunstigen Saal, . . .
Du . . nimm mich denn hin . . das Leben ist schaal . .
Und ich . . so feige , so feige!

Carl Busse.

Ein letzter Abschied.

Marie, Marie, mein Weib — ach!
Wasch ab der Thränen Flut,
Bald wird zu Staub mein Leib, Marie,
Und alles ist dann gut.
Vergieb noch einmal in Geduld,
Eh ich von hinnen zieh';
Mir ward der Fluch für schwere Schuld:
Ich brach dein Herz, Marie!

Wohl ist die Kette schwer — ach!
Die meine Hand umstrickt,
Doch peinigt's mich noch mehr, Marie,
Daß du, mein Weib, geknickt.
Wenn dumpf ertönt der Glocken Klang,
Und ich am Richtblock knie,
Summt mir's durchs Herz wie Grabgesang:
Du bist entehrt, Marie!

Leb wohl! Dein Loos ist hart — ach!
Ich hab' bald gute Ruh!
Wenn man mich dort verscharrt, Marie,
Deckt's Grab ja alles zu.
O bete, bete du für mich,
Daß schnell mein Geist entflieh' — — —
Ein Engel aber schirme dich —
Behüt' dich Gott, Marie!

Georg E. Geilfus.

Winternacht.

Mattes Gaslichtflimmern
Irrt von Haus zu Haus,
Fern im Nebelschimmern
Löschen die Strahlen aus.

Wie vom Himmel schauernd
Kalter Winter flockt
Und das Elend kauernd
Auf der Straße hockt.

Um die Laternen, die blassen,
Immer der Nebel kreist,
In den toten Gassen
Schlummert der Weltengeist.

Franz Evers.

Das letzte Gebet.

Mein Herz ist müd und krank: es bluten
Die Wunden aus vergangner Zeit;
Mir brennt die Stirn, wie Fiebergluten
Wühlt mir im Hirn das bittre Leid.
Ach, daß ich endlich Frieden fände!
Kein Trost in dieser herben Not!
Mein Kind, so falte doch die Hände:
Herr, gieb uns unser täglich Brot!

In dieser Hütte, klein und ärmlich
Hab' ich das Licht der Welt erblickt,
Das Licht der Welt, die so erbärmlich,
Daß sie die schönsten Blumen knickt.
Man spricht so viel von wahrer Treue,
Von Liebe, die besiegt den Tod,
Vergebung, sagt man, wird der Reue —
Herr, gieb uns unser täglich Brot!

Wenn ich ein Mann im Leben stünde . . .
Doch bin ich nur ein schwaches Weib,
Und Schönheit ist die schwerste Sünde,
Und jugendschön war einst mein Leib:
Im Frühling war's, die Vögel sangen,
Es sank die Sonne flammendrot . . .
Mein Kind, wie bleich sind deine Wangen! — —
Herr, gieb uns unser täglich Brot!

Im Frühling war's, die Abendsonne
Umstrahlte hell der Berge Rand —
Wir aber sahn in stummer Wonne
Uns an und standen Hand in Hand;
Es hat so wundersüß geklungen,
Das Wort von Liebe bis zum Tod,
Dann hielt sein Arm mich fest umschlungen — —
Herr, gieb uns unser täglich Brot!

Das war dein Vater, Kind; er nannte
Mich lächelnd seine süße Braut,
Bis er den letzten Zweifel bannte
Und ich ergeben ihm vertraut.
Und als er dennoch mich verlassen,
Ach, Kind, das gab viel Gram und Not . .
Ja, ja, ich glaub's, du kannst's nicht fassen — —
Herr, gieb uns unser täglich Brot!

Und als ich endlich dich geboren,
Weint' ich mir fast die Augen blind;
Das bischen Ehre war verloren,
Doch galt's für dich zu leben, Kind . . .
Ei, wie dir leis die Hände beben,
Und dein Gesicht so heiß und rot —
Und nun so blaß! . . Was soll das geben? —
Herr, gieb uns unser täglich Brod!

Du ruhst ja schon so viele Tage,
Hungernd auf harter Lagerstatt,
Und was ich dir da alles sage,
Bei Gott, davon wirst du nicht satt!
Ich hab' geklopft an allen Thüren,
Doch war's nur Spott, was man mir bot;
Wen könnte auch mein Elend rühren?! —
Herr, gieb uns unser täglich Brod!

Kind, Kind, was zuckst du so? Wie schaurig
Verzerrt sich plötzlich dein Gesicht?
Du hängst den Kopf so müd und traurig —
Komm, schau mich an! — Du hörst mich nicht —
Ich muß dich hilflos leiden lassen . . .
Wie du so kalt bist . . . Hungertod?!
Weh, weh, ich kann das Wort nicht fassen! — —
Herr, gieb uns unser täglich Brot!

Beim Himmel! ja, du bist gestorben —
Was solltest du auch auf der Welt?
Du bist verwelkt und bist verdorben
Wie eine Blume auf dem Feld.
Ich hab' nicht Zeit, um dich zu klagen:
Du hast ja Ruh jetzt, und der Tod
Erlöst auch mich in wenig Tagen —
Herr, gieb uns unser täglich Brod!

Und morgen steht im Abendblatte
— Man liest's nur so zum Zeitvertreib —
Daß, weil es keine Arbeit hatte,
Verhungert sei ein junges Weib.
Man wird nicht weiter davon reden;
Wer fragt auch viel nach deinem Tod?
Doch, Kind, ich will noch für dich beten! —
Herr, gieb uns unser täglich Brot!

Georg E. Geilfus.

Der Menschheit zum Schlusse des Jahrhunderts.

Jahrtausende, Geschlechtermyriaden,
Unzähliger Geister Arbeit unter dir,
Stehst du an des Jahrhunderts Grenzfassaden
Und hebst der Zukunft dunkelndes Visier.

Welch Siegeslauf! Aus starrem Chaosstaube
Bis hoch empor zu edler Menschlichkeit!
Triumphbekränzt aus düstrer Zeit der Glaube,
Aus lichtrer strahlt der Forschung Sonnenkleid.

Die weite Bahn bezeichnen helle Sterne,
Und Sonnen stehn am Boden, der dich trägt.
Ihr Lichtglanz dringt herauf aus weiter Ferne
Und flammt so weit, als Leben Wellen schlägt.

Und tausend ungeborne Wissenssonnen
Noch dürsten nach des Geistes Flammenkuß,
Der sie zu lichtgestaltigen Morgenwonnen
Wie Blumen aus der Erde wecken muß.

Jahrtausende, sie dehnen aus die Schranken,
In die des Denkens weite Welt gebannt,
Der stolz gewölbte Himmel der Gedanken
Sich über Sphären fort und Zeiten spannt.

Was Urgeschlechter kämpfend uns errungen,
Was Milliarden dunkel vorgedacht:
Es ist der Grund, auf welchem neu entsprungen
Weltgroße Schöpfungen in Sonnenpracht.

Und was die Söhne und die Enkel erben
Von uns, die jetzt der Zeiten Glanz umglüht,
Je größer und je schöner das Erwerben,
Je schöner es an spätern Zweigen blüht.

Es dröhnt der Tritt! Die Schwelle will sich heben,
Die Rätsel noch und Runensprüche deckt.
Aus Trümmerfugen lichtwärts neues Leben
Allüberall schon Lerchenwirbel weckt.

Wohl schäumt es noch in gährenden Prozessen,
Doch aus dem Moste löst sich klarer Saft,
Wohl qualmt's und brodelt's noch in Geisteressen,
Doch steht die Zeit als Schmied und schmilzt und schafft.

Geläutert wird auf ihren Ambos fließen,
Von Schlacken rein, des Denkens lautres Gold,
Und sie als Meistrin wird in Formen gießen,
Was jetzt noch formlos, frei wie Lava rollt.

Julius Vanselow.

Weltuntergang.

Chaosbrausen rings! — Weltwasser grollen! —
Blitze sprühen! — Wie wenn Sonnen dröhnen
Donner an des Weltalls Pfosten rollen,
Und im Sterben Milliarden stöhnen.

Randlos breit Verderbensströme fluten
Lavagüssen gleich mit heißen Schauern.
Welten lohen auf in Weltengluten,
Und durchs Chaos stöhnt ein banges Trauern.

Schatten jagen hin durch öde Leeren,
Sturmgepeitscht, mit höllenangstentstellten,
Starren Zügen — dumpf von Höllenheeren
Tönt Geheul zum Untergang der Welten.

Rings Verderben! — Doch schon rauscht gewaltig,
Ewigkeit, dein Hauch zu neuem Werden,
Aus den Trümmern formen schöngestaltig
Neue Sonnen sich und neue Erden.

Aus den Leichenbergen neues Leben
Quillt in neue Körper, neue Formen,
Und nach alten Weltgesetzen weben
Neue Zeiten neue Weltennormen.

Neues Licht erleuchtet neue Sphären,
Neue Morgenröten flammend wehen. —
Alles Sterben ist ein Neugebären
Und Weltuntergang ein Weltentstehen.

Julius Vanselow.

Was die Büsche sich erzählen.

Durch die Büsche geht ein Raunen.
Haselnuß und Erle flüstern
Mit Akazien und Rüstern,
Und die stolzen Kiefern staunen.

Alte Mären, fromme Sagen,
Harfenklang und Schwerterklirren,
Schuhuruf und Taubengirren
Klingen nach aus alten Tagen.

Doch hinein des Windes Säuseln
Trägt ein Echo dumpfen Lärmes,
Nicht mehr Herthas, nicht mehr Hermes'
Götterhauche Blätter kräuseln.

Giftige Dünste sie entfärben,
Wenn das Riesentier aus Eisen
Stöhnend saust auf den Geleisen
Mit dem Atemhauch Verderben.

Wüster Lärm der Riesenstädte,
Wie ums Rad die Spindeln schnurren,
Geht im Summen und im Surren
Durch das Netz der Eisendrähte.

Auf dem scheuen Arbeitspferde
Jäh verlernt wie einst zu lauschen
In dem Busch der Blätter Rauschen
Hat der stolze Herr der Erde.

Brodelnd muß der Dampf der Esse
Walzen drehen, Räder wälzen,
Muß die Glut das Eisen schmelzen,
Masten ziehn von Pol zu Pole.

Und so rauscht die Welt vorüber,
Wechselreicher stets und bunter,
Doch dieselbe Erde drunter
Und derselbe Himmel drüber.

Julius Vanselow.

Gedankengeburt.

Auch dem Gedanken muß ein Frühling glühen,
Der lenzgewaltig unter Strahlensprühen
Ihn wie die Blüte aus der Knospe küßt.
Des Sommers Fülle muß beständig weben
Ein lichtdurchwirktes, reiches Blütenleben,
Bis reif die Frucht winkt vom Spaliergerüst.

Gedanken, die die Menschheit ausgebrütet,
Der Zeiten Gott still in der Wiege hütet,
Bis sie in Flammen schlagen hell empor.
Dann stehen Wellen stolzen Sinns und lauschen
Des neuen Geistes mächtigem Flügelrauschen
Und Wonne saugt aus seinem Klang das Ohr.

Was Geistern gährte in Gedankenschachten,
Was alle ahnten, fühlten, dunkel dachten,
Doch was in Sprachenklängen nie erklang,
Das wälzt sich gleich dem losgelassnen Brande
Durch alle Herzen hin, durch alle Lande,
Wenn es der Menschengeist in Worte zwang.

Vor seinem Rauschen Zeitgebäude schwanken,
Es fallen alte Ketten, alte Schranken,
Und neue Röten glühn am Himmel auf.
Kultur und Völkerglück Gedanken tragen
Zu Sonnenhöhen auf im Siegeswagen,
Durch Nacht zum Licht im Welterobrungslauf. — —

Noch schlummern nachtumfangen riesengroße
Gedanken in der Zukunft Zeitenschoße
Und dürsten nach des Sonnentages Licht.
Frisch auf, der Menschheit Fackelträger, grabt!
Mit jedem, den ihr neu gewonnen habt,
Ein neuer Sonnenstrahl ins Leben bricht.

Julius Vanselow.

Horch!

Horch, es rauscht in alten Eichen,
Welten aus den Fugen weichen,
Trümmer sät der Zeiten Gott.
Keulen rasseln, Schwerter klirren,
Sehnen surren, Pfeile schwirren
Zum gewaltigen Geistertrott.

Fackeln hier und Sonnen glühen,
Regenbogenfarben sprühen
Um der Zukunft Himmelslicht.
Dort ein Schein von Thranlaternen
Sich in trüben Schattenfernen
Der Vergangenheiten bricht.

Der Begeistrung hohe Welle
Schleudert brandend fort die Schwelle,
Die der Zukunft Zauber deckt.
Rauschende Gedankenmeere
Scheuchen fort des Geistes Schwere,
Und der Morgen Flammen weckt.

Heilige Flammen! Neue Tempel
Baun sie über altem Krempel,
In ein Sonnenkleid gehüllt.
Aetherwellen sie umfluten,
Und mit lichten Weltallgluten
Sich das Heiligtum erfüllt.

Neue Ideale wandeln,
Wahres Denken, wahres Handeln
Durch der Dichtung Lettern hin.
Jede Brust muß höher schlagen,
Und der neue Morgen tagen
Selbst der ärmsten Bettlerin.

Julius Danselow.

Dichtergebet.

Wahrheit! röte den Morgen!
Roll aus dem Dämmer den rosigen Tag,
Rette die Sonne, zerreiße den Nebel,
Rufe den Gott in der Menschenbrust wach!

Gluten! füllt mir die Seele!
Fließt durch die Adern in feurigem Fluß,
Flechtet aus Flammen und lohenden Funken
Flackernde Fackeln dem Genius!

Julius Danselow.

Abendgebet.

Der Abend steigt . . Der Purpurschleppensaum
Der Fürstin Sonne liegt noch rot und blendend
Im Westen da, und wie in wachem Traum
Stehn rings die Ähren! . . Seinen Schrei entsendend
Fliegt einmal nur der Wachtelkönig rings
Über goldblonden, sommerlichen Weizen,
Dann schwirrt's um mich wie eines Schmetterlings,
Wie eines Falters surrend Flügelspreizen.

Ein Pfauenauge flattert um mich her,
Ein Peitschenknall tönt dann aus grauen Weiten,
Vom Horizonte will schon mehr und mehr
Des Purpurmantels Ende niedergleiten.
Noch schallt's wie Worte . . ich versteh' sie nicht,
Die schwingenden, die abendluftverwehten,
Da . . einmal noch erstrahlt das letzte Licht,
Jetzt ist es still, und jetzt, Herr, will ich beten.

Ich bin ein Mensch, ein sündiges Kind der Zeit,
Jehova . . Christus . . Gott — hörst Du mein Flehen?!
Mein junges Leben ist der Kunst geweiht,
Ich will des Künstlers Dornenpfade gehen.
Und ich will ringen, heiß und ohne Ruh
Und rastlos schaffend nach Vollendung streben,
Mich treibt das Herz, das Herz treibt mich dazu,
Und dieses Herz — Du hast es mir gegeben!

Ich weiß es wohl, der Weg ist steil und rauh,
Noch liegt das Ziel in dämmernd weiten Fernen,
Doch dieser Weg, er führt durch Wolkengrau,
Durch Erdendunkel zu den Himmelssternen.

Nun hör mich, Herr! Zitternd in Leidenschaft
Schluchzt auf zu Dir die junge Künstlerseele,
Stärk mir die Schwingen und gieb du mir Kraft!
Und leite mich, daß ich des Ziels nicht fehle!

Noch ist mein Blick nicht frei, noch wallt der Dunst
Der Welt vor ihm — so kläre mir das Auge,
Weih mich zum Priester Deiner wahren Kunst,
Daß ich ins Herz mir deine Sonnen sauge.
Führ mich zur Freiheit, Herr, und salbe mich
Denn König ist der Dichter hier auf Erden,
Allewiger, Gewaltiger, laß auch mich
Ein großer Dichter und ein König werden.

O könnt ich durch meines Liedes Ton
In meinem Volke einen Sturm entfachen,
Daß meine Brüder nicht in Spott und Hohn
Mehr unsre Dichtung, unsre Kunst verlachen,
Daß all mein Deutschland jauchzend zu mir steht,
Zu mir, zu uns, daß aller Herzen lauschen
Wie unser Sang brausend und donnernd geht,
Wie hell die Saiten unsrer Harfen rauschen!

Unendlicher, von dem in unsrer Brust
Ein Teil auch lebt, laß es zur Wahrheit werden,
Daß wie der Lenz mit seiner Blütenlust
Die Poesie hinwandle ob den Erden,
Geliebt vom Volk! — O gieb, daß es geschieht,
Laß unser Volk hinauf einst zu uns steigen,
Daß auf den Lippen wir ein Friedenslied
Den Mund zum Kuß auf seine Stirne neigen! —

Es wallt das Korn . . . ein sanftes Abendwehn
Haucht drüber hin in matten Atemzügen,
Um mich ists einsam, und in stillem Flehn
Will ich die Hände ineinanderfügen.

Noch einmal bet' ich, heiß und wahr und schlicht,
In unsres Volks, in unsrer Dichter Namen . .
Die Nacht bricht an, doch oben wird es licht
Und von den Sternen tönt's wie: Amen . . Amen! . .

Carl Busse.

Pfingstchoral.

Hosiannah dir in dem Himmel!
Hosiannah dir, Gott der Welt!
Durch der Wolken Schattengewimmel
Mild ein rosiger Lichtstrahl fällt;
Und dein heiliger Segen schwebt,
Gleitet über die Wolken fern,
Von deinem Schilde springen die Funken,
Sprühen blitzend von Stern zu Stern.

Deine Herolde reiten und jagen
Sturmschnell dahin in fliegender Hast,
Wie sie verächtlich zu Boden schlagen,
Was ihr zürnender Groll erfaßt —
Was da morsch ist stürzt zu Grund,
Unaufhaltsam ist ihr Lauf —
Doch aus Trümmern und Ruinen
Keimt ein neues Leben auf.

Siehe, schon flattert über die Höhen
Deines Mantels Purpurschein,
Deine Frühlenzstürme wehen
Zukunftrauschend ins Land hinein.

Majestätisch stehst du da,
Schleuderst über die Höhen weit
Leuchtende Raketenkränze
In die junge blühende Zeit.

Heil uns, wenn du vom Flammenthrone
Deine Schritte zur Erde lenkst
Und den Tausend von Zone zu Zone
Deine Schöpfergluten schenkst —
Siehe, im Auge schimmert dein Licht,
Siehe, im Auge bebt dein Glanz,
Aus dem Herzen fliegt in die Weiten
Hell ein wirbelnder Liederkranz.

Wie ein Phönix regt er die Schwingen,
Steigt zum blauen Himmel empor,
Aus den Lüften wogt ein Singen
Und ein Klingen ans trunkene Ohr:
Liederwellen fluten herab,
Frühlingsbeben die Welt durchzieht,
Lenzakkorde durchbrausen den Äther,
Singen jubelnd ihr Siegeslied.

Andachtheilig die Herzen lauschen
Diesem Weltenhochgesang,
Der mit Windes Flügelrauschen
Von der Erde zum Himmel drang,
Den der Gottheit Hauch belebt
Und der Sonne lichte Glut,
Der mit allgewaltigen Tönen
Strömt in unser glühendes Blut!

Franz Evers.

Morgenanbruch.

Die Himmelsrose will glutend
Den goldnen Kelch erschließen,
Ein Strom sich purpurflutend
Voll auf die Welt ergießen.
Sterne des Traumes sinken
Ins Dämmergrau,
Lebenssonnen blinken
Im Himmelstau.

Goldstäubend rieseln die Wellen
Des Himmelslichtes nieder,
Aus ewigen Lebensquellen
Schöpfet das Weltall wieder.
Freiheitsbanner sich bauschen
Im Frührotdrang,
Morgenwinde rauschen
Den Lichtgesang.

Victor Hardung.

Knospendrang.

Das leuchtende Sonnengold nimmt den Lauf
Durch die frühlingsdämmernden Lande,
Das dehnt sich und sprießet mit Lenztaumacht
Und zersprengt die harzigen Bande.
Das ist eine trunken üppige Pracht,
Ein Liebesgeflüster vom Morgen zur Nacht;
Mit Düften will es und Gluten
Die ganze Welt überfluten.

Ihr träumenden Schläfer, o wachet auf,
Denn die Rose will sich erschließen,
Die Freiheit, die Sonne, die goldne Glut
Auf die Welt sich leuchtend ergießen.
Ihr habt in den Kerkern lange geruht,
Jetzt lebet und trinkt die wonnige Flut;
Es will nach der Frohne, der Fährde
Die Freiheit leuchten der Erde.

Victor Hardung.

Erntezeit.

Das ist ein Schwelgen zu dieser Zeit
Vom grauen Morgen bis tief in die Nacht,
So prangende, reiche Herrlichkeit,
So stolze, goldene Halmenpracht . . .
Leise flüsternd, geheimnisvoll
Durch die träumenden Lande zieht es einher —
Das wiegt sich, trunkener Wonne voll,
Und harret des Schnitters, seligschwer.

O Freiheit, das ist die rechte Zeit;
Die Sichel nimm denn, die goldne, zur Hand
Und schneide die stolze Herrlichkeit,
Die Garben ernte von Land zu Land.
Leise flüsternd, geheimnisvoll
Durch die goldenen Halme rauscht es einher —
Das wiegt sich trunkener Wonne voll,
Und harret der Freiheit, seligschwer.

Victor Hardung.

Neue Welt.

Die goldne Sichel in der Gnadenhand,
So zieht die Freiheit nächtens in das Land.

Und wo sich Halme schwer herniederneigen,
Erklingt es hell zum frohen Erntereigen.

Die Sichel streicht, das reife Leben fällt
Und birgt im Schoße selig eine Welt.

In herber Hülle hält es treu verschlossen,
Was bald als junge Saat zum Licht muß sprossen.

Es steigt im sonnenewigen Wechsellauf
Als Frühling wieder aus den Gräbern auf.

Kein Lenz, der ohne Blüten wär' geboren,
Kein Leben, das zum Sterben wär' erkoren.

Die Dornen reute, bau mit Fleiß dein Feld;
In deinen Händen ruht die neue Welt!

Victor Hardung.

Regennacht.

Ich lausche in die Dämmernacht
Dem Regenfall entgegen,
Das rieselt stets, das rieselt sacht,
Das tropft zu allen Stegen . . .
Wer weiß, was mir noch werden soll
Von all der kommenden Maienpracht —

Mein Herz ist seliger Ahnung voll
In der Frühlingsnacht.

Ich lausche in den Tag hinein,
Das ist ein Drängen, Ringen;
Aus allem Lärmen, allem Schrein
Hör' dennoch leis ich klingen:
Wer weiß, was uns noch werden mag?!
O Völkerfrühling, o leuchtende Zeit,
Ich glaube schier, es grauet dein Tag —
O du Herrlichkeit!

Victor Hardung.

Weltfrühling.

Weltenfrühling! Weltenfrühling!
Aus den Wolken steigst du nieder,
Und dein Kommen und dein Nahen
Künden tausend junge Lieder,
Tausend junge Rosenknospen
Lockst du mild ans Sonnlicht —
In des Maiwinds Wehen kühlst du
Unser heißes Angesicht.

Wo dein weicher Fittich weilte
Schwillt der Erde Blütensegen,
Aus den Blumendolden strömt es
Duftend deinem Licht entgegen,
Wie auf Windesflügeln schwebst du
Auf die Berge, in das Thal,

Breitest über alle Lande
Frieden, Freuden ohne Zahl.

Deine hellen Strahlen scheuchen
Allen Kummer von den Wangen,
Aus dem Herzen schwindet leise
Alles Zagen, alles Bangen,
Und ein wundersüßes Beben
Rieselt durch die Brust uns sacht
In die Seele fließt ein Ahnen
Von der Zukunft Morgenpracht.

Aus des Aethers Nebelreichen,
Aus den Wolken steigst du nieder,
Und dein Kommen und dein Nahen
Künden tausend junge Lieder,
Tausend junge Lieder keimen,
Blühen auf im Sonnenlicht —
Und der Sänger voll Begeistrung
Schaut der Gottheit Angesicht.

Franz Evers.

Freiheitssterne.

Leis seufzend läuft durch jeden Halm ein Zittern,
In Dunst und Nebel wogt das Ährenmeer —
Ein niederrieselnd Sprühn von Silberflittern;
Ein stolzer Stern durchbricht die Wolkenwehr;
Leuchtend ersteigt den nachttief dunklen Wall
Der freie Held und späht in fernes Rot,
Ob bald im ernteschweren Halmenschwall
Golden des Morgens Oriblume loht.

Doch graue Schatten sich zum Bollwerk türmen,
Von schweren Wolken starrt das nächt'ge Feld,
Sein Strahlenspeer zerspellt in heißen Stürmen
Und nieder sinkt ins Dämmergrab der Held.
Dunkel umflort ein Banner einsam weht,
Blutpurpurn glimmt's am schwarzen Himmelssaum
Und über qualzerrissne Saiten geht
Grollend ein Traum, ein todesdumpfer Traum.

Die Halme seufzen, ächzen — tief ein Klagen —
Ist denn der Himmel nur ein Leichentuch,
Muß ewig denn die Menschheit Ketten tragen,
Die Ernte fressen frech der alte Fluch . . .
Säuselnd ein Klingen wallt um Kraut und Korn —
Ein neuer Stern zersprengt den Wolkengraus —
O Freiheit, deines Himmels Silberborn
Löschen nicht Elend, Qual und Sterben aus!

Victor Hardung.

Frühlingsbrausen.

Die Schönheit lacht aus Blumenglocken
Und läutet Lenz und Leben ein,
Und wieder spielt um Blütenflocken
Der sonnengoldne Maienschein.
O Frühlingstag, du Tag der Wonnen,
Laß meiner Qualen Nacht vergehn,
Aus deines Junglichts goldnem Bronnen
Mein Leben leuchtend auferstehn.

Durchströme mich mit Feuerwellen,
Tausturmgewaltige Leidenschaft,
Erschließe die geheimen Quellen
Der schlummertief verborgnen Kraft,
Laß sie hinaus ins Leben fluten,
Ein Werk des Meisters wert zu baun;
Laß mich, berauscht von jungen Gluten, —
Der Gottheit stolz ins Auge schaun.

Mit goldner Klinge will ich sprengen
Den nebelgrau getürmten Schwall —
O wettertrutziges, kühnes Drängen —
Mein Siegesbanner weht vom Wall!
Es kracht von Splittern, klirrt von Scherben,
Durchbohrter Brust entströmt die Kraft,
Und jauchzend sink' ich hin, zu sterben
Im Frühlingssturm der Leidenschaft.

Victor Hardung.

Flammentod.

Ach, meine Seele muß verderben
An aller Fülle kühner Kraft,
An ihren eignen Gluten sterben
Den Flammentod der Leidenschaft. —
Das ist ein Spiel von Sternenfunken . .
Und wenn der Bau in Scherben schellt,
Dann ist verkohlt, verglüht, versunken
Von Schönheitswundern eine Welt!

O laß mich weinen, laß mich weinen,
Daß mich durchbebt der Geist der Zeit,
Von meines Schildes edlen Steinen
Ein Leuchten geht voran dem Streit —
Das ist ein Spiel von Sternenfunken . .
Und wenn der Bau in Scherben schellt,
Dann ist verkohlt, verglüht, versunken
Von Schönheitswundern eine Welt.

In meines Herzens dunkle Tiefen
Hat einst ein Auge treu geschaut,
Der Rachegeister Flammen schliefen —
Jetzt aber heißt die Freiheit Braut —
Das ist ein Spiel von Sternenfunken . .
Und wenn der Bau in Scherben schellt,
Dann ist verkohlt, verglüht, versunken
Von Schönheitswundern eine Welt.

So will ich treu denn stehn und ringen
Voran dem heißen Völkertag,
Auf daß aus meiner Seele springen
In Feindesbrünnen Blitz und Schlag. —
Das ist ein Spiel von Sternenfunken . . .
Und wenn der Bau in Scherben schellt,
Dann ist verkohlt, verglüht, versunken
Von Schönheitswundern eine Welt.

Victor Hardung.

Sonnenkinder.

Auf blütenweichen Schwingen schwebt ins Thal,
Ein Frühlingshauch und scheucht die grauen Schwaden,
Mit dunklen Schatten flieht die nächtige Qual,
Im neuen Licht sich Sinn und Seele baden.
Mit Feuerküssen flammt um Halm und Moos
Der jungen Sonne purpurgoldne Flut,
Und hochzeitlich erschließt der Erdenschoß
Sich vor des Himmels heißer Liebesglut.

In allen Gliedern gährt der junge Saft,
Feuchtwarmer Odem quillt aus allen Poren,
Und über mich kommt Frühlingsleidenschaft
Und braust hinaus: Wer lebt, ist nicht verloren!
Im goldnen Becher glüht der Siegeswein,
Wir wollen trinken, unser ist die Welt,
Und jene Pforte donnern kühn wir ein,
Die starr das Glück vor uns verschlossen hält.

Hindurch! hinauf! Wir sind vom ew'gen Geist;
Sie sollen wissen, daß wir sind und wagen!
Das Sonnenblut in unsren Adern kreist
Und in den Streit soll hell sein Feuer schlagen.
Und wenn die Nacht einst hinter uns verbrennt,
Dann jauchze, Sieg, im jungen Morgenschein:
Das goldne Licht ist unser Element
Und unvergänglich unser Sonnensein!

Victor Hardung.

Hochwacht.

Wir stehen an der Pforte
Jungfrisch und sonnenstark,
Wir stehen treu und kampfvereint
Am Rand der Zeitenmark;
Kein Knecht soll je betreten
Der Freien Hochgebiet,
Um das mit Blitz und Morgenglanz
Der Zukunft Adler zieht.

Wir stehen an der Pforte
Und lauschen froh dem Klang,
Der Hämmer und der Räder Ton,
Der Neuzeit Jubelsang;
Es stampfen die Maschinen,
Zur Sonne zischt der Dampf,
Die Essen speien Rauch und Qualm,
Durchs Leben tollt der Kampf.

Wir stehen an der Pforte
Und halten sichre Wacht,
Es hat uns Kampf und Schlachtenmord
Zu Reisigen gemacht.
In unsren Händen zittert
Blutüberssprengt der Speer,
Lorbeerumflochten blitzt sein Schaft
Im Morgensonnenmeer.

Wir stehen an der Pforte
Und harren des großen Tags,
Wir harren auf sein Friedenswort
Und seines Ritterschlags.
Wir stehen an der Pforte
Und halten dem Drängen stand —
Es sperrt der kampferprobte Speer
Der Freien heiliges Land.

Franz Evers.

Es muß doch Frühling werden!

Noch einmal wird die freche Macht
Des Frevels auf zum Himmel blinken,
Dann aber wird die Maienpracht
Des Völkerfrühlings niedersinken.
Und wenn um jene frohe Stunde
Das Gras auf meinem Hügel bebt —
Mein totes Herz schlägt, froh der Kunde,
Daß es vergebens nicht gelebt.

Schon hör' das Grollen ich, das Tosen,
Schon hör' das Brüllen ich der Schlacht —
Bald aber naht die Zeit der Rosen,
Zur Freiheit ist die Welt erwacht!
Es schließt der Erde dunkler Schoß
Sich ob zerrissenen Gebeinen,
Ein Tempel hebt sich still und groß
Aus blut- und thränenfeuchten Steinen.

Und hast du einsam auch geträumt,
Mein wundes Herz, laß ab zu klagen,
Es wird ein Morgen goldgesäumt
Auch bald an deinem Himmel tagen.
So tief ist keine Nacht auf Erden,
So schwer drückt keines Winters Macht,
Es muß doch einmal Frühling werden
Mit Sang und Klang und Blütenpracht.

Wenn festgeschmückt die Völker wallen,
Ein Brausen geht durch alle Welt,
Da weiten sich die Tempelhallen
Zum frühlingsblauen Himmelszelt.
Und zu der Sonne rauscht's empor
Im tausendstimmigen Jubelliede,
Im allgewaltigen Völkerchor:
Erlöst die Menschheit! Ewiger Friede!

Victor Hardung.

Kommende Zeit.

Und muß ich auch durch Winterwust
Mein liebes Fähnlein tragen —
Es ist doch eine rechte Lust,
Durch Feinde sich zu schlagen.
Liegt auch in Nebeltrauer
Die ganze Welt vereist —
Es ist kein Wall von Dauer
Wider den heiligen Geist!

Und wer ein Herz zum Singen hat,
Der laß es füglich klingen,
Und wer ein Schwert zum Schwingen hat,
Der laß die Funken springen.
Und wem ein Fähnlein eigen,
Das Freiheitsodem schwellt,
Der mag getrost es zeigen
Kühnlich der dämmernden Welt!

Es kann auf diesem Erdenrund
Nicht immer Winter bleiben —
Durch allen Märzschnee frühlingsbunt
Beginnt es schon zu treiben.
Und macht in finstren Schwärmen
Die Feindesbrut sich breit —
Kein Lug besteht, kein Lärmen
Wider die kommende Zeit!

Victor Hardung.

Vor dem Gewitter.

Die Lüfte flirren und fluten
Um diese Sommerzeit;
Ich möcht' mit den Rosen vergluten,
Möcht' all mein Leben verbluten
Im heißen Streit.

Es zittert und klirrt die Schwüle,
Und fern ein Grollen stöhnt,
Und über dem bebenden Bühle
Rauscht es von kommender Kühle
Und Donner dröhnt.

Ob euch Schranzen und Schergen verdammen,
Ihr Brüder all herbei,
Und schlagt in Feuer und Flammen
Die verrottete Brut zusammen
Und macht euch frei!

Victor Hardung.

Golgatha.

(Eine Vision.)

Die Sonne will fallen . . . scharlachrot sinkt sie vom Himmel. — Golgatha — : ein hohes Holzkreuz — und am Kreuz: Jesus, der Reine . . . . Tiefe Stille ringsum . . tiefe Stille . . . . Nur ein Schluchzen, gepreßt und weh . . ein unseliges Schluchzen . . . Es weint die Liebe, die heilige Liebe . . . . Sonst ist alles stumm — reglos — — . Durch die Natur geht der große Schmerz . . . Die Wunden des Gekreuzigten bluten aufs neue. Langsam fallen die Tropfen in den dürren Sand — . Der ganze Himmel steht in Purpurblut . . . . Die Unschuld kniet im Staube und betet . . betet für den Gekreuzigten . . . . Aber der Heiland ist tot, tot des Menschen Sohn . . tot . . . Das Gebet der Unschuld verstummt . Alles reglos . Rings tiefe Stille . . . . . Nur die Liebe, die heilige Liebe weint . . . . . Der Heiland ist tot! . . . .

* * *

Schwarze Wolken . Blitzfeuer zittern . Donner fallen vom Himmel . Dumpfes Dröhnen . . Rollen . . Gestampf . Immer dichter wird die Nacht, immer dunkler . . . Dumpfes Dröhnen . . . Massen wälzen sich heran, — stoßen zusammen — — — kein Lärm, kein Geschrei, keine Todesrufe. . — Nur dumpfes schweres Rollen . Hin und her wogt es . Immer dichter wird die

Nacht . . . Ein blauer Blitz prasselt zur Erde: hell wird es: sekundenlang . . . . rechts ein Hügel — das morsche Holzkreuz ragt hoch in die Luft, kahl und leer . . . Golgatha . . . . links schwarze Haufen, — Menschen, so scheint es, gegen Menschen im Kampf, — man sieht keine Waffen . . nur ein großes rotes Banner rauscht in der Mitte, blutrot, siegestrunken . . . sekundenlang . — Alles ist dunkel . . . Immer dumpfer und dumpfer wird das Getose — . Rings schwarze Nacht . . . . Da zischt ein Blitz . Helles Prasseln . Das Kreuz ist zersplittert . . es stürzt . — — Wolkenmassen schieben sich übereinander . . . Alles ist schwarz . . . alles Nacht . . . Nur das Rollen, das dumpfe Getose wird immer stärker, — mächtiger — immer mächtiger . . . .

. . . .

* * *

Frühlicht . Die Wolken am Himmel schwinden . Der erste matte Glanz zuckt über die Erde . Es wird heller . . . Menschen auf einem Hügel . . . Golgatha . . . viele, viele Menschen umher . Alle ernst — siegesernst . Und rings Trümmer gestürzter Herrlichkeit: Mäntel und Kommandostäbe durcheinander — Purpur und Gold — glitzernd und gleißend zwischen Menschenleibern . Tote ringsum . . . Lebenstrümmer . — Alles in tiefem Schweigen . . . . . Und alle die Menschen so siegesernst . In den Händen halten sie etwas . . . es ist keine Waffe, kein Eisen . . . es scheint wie weiße Stäbe, von Lorbeer umschlungen . Und in ihrer Mitte auf dem Hügel das blutrote Banner . Es rauscht in großen Zügen durch die Morgenluft . — Da steigt die Sonne . . . Rote purpurne Strahlen rieseln über die Erde .

Die Augen der Menschen leuchten . das Frührot liegt auf allen Gesichtern . . . . Plötzlich ein Singen . . . wie Choräle klingt es — und doch wieder nicht. . Keine Freiheitslieder — die sind schon lange verhallt — — aber Weihgesänge . . heilig und groß . . . Und durch die Natur wandelt die Freude lachenden Angesichts . . und die Freiheit geht durch die Scharen . . . Sie pflanzen das Banner auf, mitten auf dem Hügel . Es rauscht durch die Sonnenfluten in großen Zügen . . . mächtig . . . Blutrot schimmert es, rot wie heißes Herzblut — das Purpurbanner . . . Und am Schafte kniet die Liebe, die heilige Liebe . . . und weint . . . Und die Thränen der Freude fallen auf die geweihte Erde . . . .

. . . .

Franz Evers.

Des Dichters Vermächtnis.

Am Zeitenrade lauschte
Ich seinem Klange nach.
Die Zeit vorüberrauschte
Mit lautem Wellenschlag.
Das Eisen hört ich stöhnen
Im Frohndienst Nacht und Tag,
Und dumpf den Erdball dröhnen,
Wo still die Haide lag.

Es spann durch Ätherwellen
Den Draht der Menschengeist,
In dem mit Sonnenschnellen
Der Blitz Gedanke reist.
Auf sah ich Fackeln glühen,
Um deren Flamme kreist
Ein blendend Funkensprühen,
Das Riesenhallen speist.

Kanonen hört ich brüllen,
Sah rauschend Völkerblut
Der Äcker Furchen füllen
In breiter roter Flut.
Ich sah in Prunkgemächern
Des Reichen Übermut,
Und unter niedern Dächern
Des Armen blöde Wut.

Sah Fürsten stehn und fallen,
Manch stolzes, kühnes Haupt
Gebeugt zum Grabe wallen,
Entblößt und glückberaubt.
Gesetze sah ich schreiben,
Scharteken jetzt, bestaubt,
Und Bäume Blüten treiben,
Die jetzt verdorrt, entlaubt.

Parteien sah ich ringen
In ernster Geisterschlacht,
Gedankenblitze dringen
Hervor aus grauer Nacht,
Die Nebeldecke wanken
Ob dem beschränkten Schacht,
In den die Erdgedanken
Gebannt die Götternacht.

Der Mensch erbaut auf Eisen
Sich seinen Herrschersitz,
Und rollt auf Blitzesgleisen
Des Fortschritts grob Geschütz.
Urkräfte, die verborgen
Bisher dem Menschenwitz,
Umsprühn den jungen Morgen
Mit Dampf und Flammenblitz.

Und fromme Mären dunkeln
Im zweifelnden Gemüt,
Des Wissens Leuchten funkeln,
Wo Glaube sonst geglüht,
Um dessen Dornenkrone
Des Gottes Glanz gesprüht:
Als größtem Erdensohne
Nachtönt ihm schon das Lied.

Es sproßt gleich jungen Lenzen
Gewaltig eine Welt,
Die neben Schwefelkränzen
Die Sonnenfackel hält.
Ein neu Jahrhundert brausend
Der Zeit vom Schoße fällt,
Das in ein neu Jahrtausend
Die alte Erde wellt.

Und die auf hoher Warte
Als jüngste Wächter stehn,
Mit leuchtender Standarte
Im Flug zur Sonne gehn,
Aus ihrer Zeit geboren,
Umrauscht von Lenzeswehn,
So haben sie's geschworen,
Ins Antlitz ihr zu sehn.

Hin zu den Nibelungen
Das Lied der Alten sinkt,
Und wie aus Erz entsprungen
Ein neues mächtig klingt.
Ein Sturmwind Blütenbäumen
Der Düfte Schwall entringt,
Und mächtig hör' ich schäumen
Ein Meer, das Perlen schwingt.

Drum leg' ich meine Harfe
Zur Leier, eh' sie bricht.
Es paßt die Greisenlarve
Nicht für ein Lenzgedicht.
Es flammt, indeß ich sterbe
Hell auf des Morgens Licht,
Und ich als einzig Erbe
Laß' übrig dies Gedicht.

Germanien, Land der Lieder,
Von Glanz und Glück umwallt,
Sternaufwärts — erdwärts nieder
Jungdeutschlands Weckruf schallt,
Glück auf! Glück auf der Sonne
Ob deiner Lenzgestalt!
Glück auf der Sturmkolonne
Im deutschen Dichterwald!

Julius Vanselow.

Protest.

Ich bin kein Epigone,
Kein Dekadenzgenie,
Ich trage stolz die Krone
Der Göttin Poesie.
Ich steh' auf hoher Firne
Und singe mein Gedicht
Und bade die junge Stirne
Im flammenden Morgenlicht.

Kein fades Weltschmerzwimmern!
Jetzt rauschenden Harfenschlag!
Es naht in goldnem Schimmern
Ja schon ein neuer Tag.
Laß rauschen deine Lieder,
Du junger Lichtpoet,
Die Sonne kehrt uns wieder,
Und du sei ihr Prophet!

Im sprühenden Frührotstrahle
Verkünde deiner Zeit
Die neuen Ideale,
Die neue Herrlichkeit!
Was tot ist, laß vermodern!
Du juble dein Lied hinein
In das helle Flammenlodern,
Den rosigen Morgenschein.

Wir haben mit Stürmen und Drängen
Jetzt bald genug gethan,
Nun soll mit Lebensklängen
Ein neuer Goethe nahn,

Daß jeder Nachtgedanke
Vor seinem Lied entflieh,
Das Schwache und das Kranke,
Die Dirnenpoesie!

Du bringst die Morgenröte
Und du wirst uns befrein,
Und ich, du neuer Goethe,
Will dein Johannes sein!
O dürfte ich noch lauschen
Einst deinem Lebensklang
Und deiner Lieder Rauschen
Und deinem Triumphgesang!

Ich jauchze, wenn lichtumschwommen
Dein Purpurbanner blitzt,
Wenn du bei deinem Kommen
Mich auch zu Boden trittst!
Noch steh' ich auf der Firne
Und singe mein Gedicht
Und bade die junge Sirne
Im flammenden Morgenlicht.

Was soll ich länger trauern
Am dumpfen Zeitengrab?
Es flutet ja in Schauern
Junglicht auf mich herab!
Ich bin kein Epigone,
Kein Dekadenzgenie,
Ich trage stolz die Krone
Der Göttin Poesie!

Carl Busse.

Bekenntnis.

(Gegenprotest.)

Ich bin ein freier Dichter
Und schaue ins Morgenrot,
Ich beuge mich keinem Richter
Und seinem Machtgebot.

Ich knie in keinem Tempel,
Ich habe mich nicht gebückt,
Es hat mir ihren Stempel
Die Zukunft aufgedrückt.

Ich trage keine Krone,
Ich recke mein Haupt empor
Zur freien Sonnenzone
Und stürme mutig vor.

Ich bin ein Wegbereiter
Der jungen Poesie.
Heil jedem Dränger und Streiter,
Dem sie die Kraft verlieh.

Sie hat die blanke Klinge
Mir in die Hand gepreßt:
Nun juble ich und singe
Vom kommenden Siegesfest.

Ich höre die Banner rauschen
Und sehe die Fahnen wehn,
Den Tönen muß ich lauschen,
Die durch die Zeiten gehn.

Posaunen- und Tubaklänge —
Und Sonnenfackelschein, —
Lenzfrohe Lichtgesänge,
Ich sauge sie lechzend ein.

Ich seh' die Zukunft winken
Und schaue die große That:
Das Banner in der Linken,
So zieh' ich meinen Pfad.

Ich huldige keiner Richtung,
Mein Haupt bleibt kronenfrei. —
Die Kraft der eignen Dichtung
Trotzt allem Haßgeschrei.

Ich bin ein freier Dichter
Und schaue ins Morgenrot,
Das lichter, immer lichter
Mir um die Stirne loht.

Franz Evers.

Evangelium.

Einst hab' auch ich den Traum geträumt
Und war wie ihr wohl kronentrunken —
Das alles ist dahingesunken,
Nun gährt es in mir auf und schäumt.

Ich schaue nach der Sonnenfirn,
Und stehe fest auf harter Erde,
Ich hörte früh ein neues Werde
Und riß die Krone von der Stirn.

Denn allem Tand hab' ich entsagt,
Den Ehrenzeichen und den Orden,
Frei ist mir Kopf und Brust geworden
Und hell um mich der Morgen tagt.

Kein „bessrer Saft" hat mich beglückt —
Es schlägt mein Herz dem ganzen Volke,
Auch dem, auf das die Wetterwolke
Des Elends schwer herniederdrückt.

Das gilt mir mehr als aller Ruhm. —
Ein Mensch, ein Künstler und ein Dichter,
So schreit' ich kühn durch das Gelichter
Den Pfad zum reinen Menschentum.

Und ob mich Hohngeheul umbraust,
Ich trotze dennoch eurem Spotte, —
Dem Mann des Volks, nicht eurem Gotte,
Glaub' ich und schüttle ihm die Faust.

Und schenke ihm mein ganzes Sein,
Rollt's doch in mir von seinem Blute —
Ich weiß, einst kommt ihm doch zugute
Der Liebe heißer Frührotschein.

Es gährt mein Blut und treibt mich fort,
Und in der Hand blitzt mir der Degen —
Stolz zieh' den Schächern ich entgegen
Und Freiheit bleibt mein Losungswort.

Es ist kein Gott, der zu mir spricht —
Ich hör' der Menschheit wildes Weinen, —
Und kein Messias will ich scheinen
Mit schmerzensblassem Angesicht.

Ihr eigner Heiland ist die Zeit,
Doch läßt sie nicht ans Kreuz sich schlagen,
Sie wird die Henkerknechte jagen
Und Liebe spenden weit und weit.

Dann wird der Mund der Armut stumm,
Sie braucht kein Recht mehr, keinen Richter. —
Ein Mensch, ein Künstler und ein Dichter,
Das ist mein Evangelium.

Franz Evers.

Dem, der da kommt.

Wir stehen fest und harren Dein,
Unqd u kommst, wenn dein Tag genaht,
Wenn über die Höhen rauscht dein Schein, —
Dann krönst du uns Söhne der That.
Dann sind wir am Ziele, das lang wir ersehnt —
Unser Herzblut brachten wir —
Wenn die Freude hell aus den Augen uns thränt,
Dann schmücken wir deinen Altar.
Wir schmücken mit Blumen, mit Liedern ihn,
Und die Welt, sie hört unser Wort;
Wenn die Völker betend zum Tempel ziehn,
Zu der Freiheit Friedenshort,
Dann streut die Liebe Segen und Glück
Rings in die Herzen der Menschen aus,
Und Neid und Hochmut fliehn zurück

In ihr nachtgeborenes Höllenhaus.
Und die Freude hebt an ihr helles Lied
Und spreizt ihre sonnigen Flügel,
Sie steigt empor aus dem sprossenden Ried
Zum lilienblühenden Hügel,
Sie steigt empor im rosigen Licht,
Im schneeweiß schimmernden Maien,
Sie singt vom Heil, das die Ketten bricht,
Das die harrende Welt soll befreien.
Und Friedenspalmen wehen im Wind,
Ein Hauch von Lorbeern und Rosen
Süßduftend über die Lande rinnt,
Die heilige Lüfte umkosen.
Erwachende Lieder darüber gehn;
Und Purpurteppiche liegen gebreitet —
Dem Heil, das da naht im säuselnden Wehn
Die Völkerblüte sich bebend weitet.
Du bist keine Göttin, du bist ein Gott —
Wir hören und sehen dich kommen —
Wir sehen ein flimmerndes Morgenrot,
Durch den Lichtäther kommt es geschwommen —
Du nahst mit friedenbringendem Stab,
Dein Blick scheucht Zweifel und Sorgen —
Wir knien nicht mehr am modrigen Grab —
Wir schauen fest in den Morgen. —
Wir stehen fest und harren dein,
Und du kommst, wenn dein Tag genaht,
Wenn über die Höhen rauscht dein Schein —
Dann krönst du uns Söhne der That.

Franz Evers.

Die Wolken . . .

Die Wolken jagen . . der Wind geht irr
Und treibt sie weiter und weiter,
Auf Sturmesrossen durchs Blättergewirr
Brausen die nächtigen Reiter.
Die Tropfen fallen schlagend und schwer
Wie große, verzweifelte Thränen,
Und am Himmel flattern von Osten her
Der Rosse schwärzliche Mähnen.

Ein Donnern und Grollen durchwandelt die Luft
Und die Bäume ächzen und stöhnen,
In der Luft, in der Luft, in der schimmernden Luft
Zieht knisternd ein Rauschen und Dröhnen.
Es ist, wie wenn prasselnd im stoßenden Zug
Schwer wallende Banner geflogen,
Rotseidene Fahnen in blähendem Flug
Die Lüfte tosend durchwogen.

Gleich zuckenden Blitzen reißt es sich hell
Aus der Wolken dunklem Gebrande,
Dann schauert ein Donner wirbelnd und grell
Ueber Himmel, Meere und Lande.
Und ein Klirren und Rufen scheint jauchzend zu gehn,
Vom Himmelsgewölbe zu gleiten:
Die Göttin Freiheit will auferstehn,
Um jubelnd zum Siege zu schreiten!

In den Höhn, in den Fernen gleißt es wie Blut,
Das die Welten jäh übergossen,
In rötlicher, purpurner, strahlender Flut
Die Wolken flammend umflossen.

Doch das Blut wird zur Sonne, die wölbend sich schließt
Um das Haupt der Freiheit — und golden
Die Glieder der Göttin ein Schleier umfließt
Von funkelnden Sternendolden.

Nun auf, du Göttin und lodernd entfach
Die Fackel der Wahrheit uns wieder!
Nun auf, du Göttin — wir rufen dich wach
Mit dem stählernen Klang unsrer Lieder!
Wir ziehen im Sturm und im Wetter daher —
Uns locken nicht Wein oder Dirnen —
Der Jugend kühnbrausendes Morgenmeer,
Die Freiheit umhaucht unsre Stirnen.

Wir stehen im brandenden Tagesgetos,
Die Harfe, das Schwert an den Seiten,
Wir sind nicht schwächlich und hoffnungslos,
Wir werden den Sieg uns erstreiten!
Die Zukunft liegt im Purpurgewand
Vor uns in schimmernder Klarheit,
Wir fechten für Freiheit, für Vaterland,
Für Dichtung, Ehre und Wahrheit.

Und hörst du den Klang, und hörst du den Ton,
Der Trommeln Wirbeln und Dröhnen?!
Das ist die jüngste Generation,
Sind die jüngsten von Deutschlands Söhnen!
Wir halten das Banner und lassen es nie
Im drängenden Weltengetriebe,
Wir schwingen das Banner der Poesie,
Das Banner der Freiheit . . der Liebe! —

Carl Busse.

Durch alle Wetter!

Nachtschwarz Gewölk ballt drohend sich zusammen,
Ein unheilgrollend Wetter zieht herauf,
Schon leuchten in der Ferne Blitzesflammen,
„Komm Tag der Sühne!“ schreit's zum Himmel auf!
„Komm Tag der Sühne!“ hallt's von tausend Lippen,
Dumpf schallt es an der Wolken schwarze Wand —
„Der Tag ist da!“ heult von den Felsenklippen
Der Sturm die Losung ins empörte Land.

Drauf fährt er wild von seinem Throne nieder,
Er singt vom Sonnensieg nach dunkler Nacht,
Tief in die Herzen klingen seine Lieder,
Sie rufen kampfesmächtig auf zur Schlacht,
Zur Schlacht, vor der die Feigen bang erzittern —
Der Sturmwind seiner Stimme Echo hört,
In den vom Himmel rauschenden Gewittern
Hellleuchtend zückt der Blitz sein Flammenschwert.

Nach finstrem Zaudern, lang verhaltnem Grollen
Der Donner dumpf die Werbetrommel schlägt,
Und ihrer Töne urgewaltig Rollen
Der Gott des Zornes durch die Lande trägt —
So bricht es los mit Wüten und so wettert's
All Unkraut tilgt es von der Menschheit Feld,
Die Heuchler und die Thoren niederschmettert's,
Von der Gemeinheit reinigt es die Welt.

Die Wetterwolken von des Himmels Weiten
Ein Morgenwehn dann auseinanderjagt,
Was sich geläutert in der Kräfte Streiten,
Von Nacht befreit, stolz steigt's empor — es tagt —
Und hell flammt von des Äthers luft'gen Wegen
Der Sonne Licht, das Welten wandeln sah,
Von tausend Lippen schallt es ihm entgegen:
Gegrüßt sei uns! Wir sind der Sonne nah!
Hosiannah!"

Franz Evers.

Jungdeutschland.

Ein Sturmwind braust durch morsche Eichengipfel,
Daß jäh der Wald aus schwerem Traum erwacht.
Wie Donnerrollen stürmt es durch die Wipfel,
Wie Meeresrauschen in der Sturmesnacht.

Was mühsam festgebaut Dezennien glaubten,
Erschüttert neuer Zeiten Wogenschwall.
Staub sinkt es hin zu all dem Längstverstaubten,
Zur Rumpelkammer in dem Weltenall.

Die alten Sterne müssen neuen weichen.
Auf Trümmern baut sich eine neue Welt.
Es knickt der Sturm die Wipfel alter Eichen,
Und neues Licht den jungen Tag erhellt.

Julius Vanselow.

Ziel.

Es ist ein Ziel gesteckt — die Flagge weht —
Rot ist ihr Tuch und golden ihre Sterne.
Otto Erich.

Es ist ein Ziel gesteckt — die Flagge weht —
Die Bannerspitze glüht in goldnem Glanze.
Die Zukunft ruft — wild durch die Zeiten geht
Ein mächtig Drängen zu der Freiheit Schanze.

Hoch ragt sie auf aus Nebel, Qualm und Dampf,
Es stürzt der Sturm zu ihren Felsenfüßen
Verhauchend hin — durch Nacht und wüsten Kampf
Will leuchtend uns ihr Bannerzeichen grüßen.

Lang lag die Welt in ihren Schmerzen da,
Und keiner goß ihr Balsam in die Wunden,
Sie hing am Leidenskreuz auf Golgatha
Und immer dunkler wurden ihre Stunden.

Und keiner fand sich, dem die Ader schwoll,
Und keiner hatte Mut, den Sturm zu wagen:
Da waren wir es, denen überquoll
Des Zornes Hochflut und wir lernten schlagen.

Wir lernten schlagen, lernten Glied an Glied
Trotz bieten jenen heuchlerischen Schergen,
Hell schmetterte durchs Dunkel unser Lied,
Zu Boden sank das Hohngeschlecht von Zwergen.

Ihr Sturmkolonnen vor! Die Zukunft winkt,
Macht frei die Bahn mit sonnenscharfen Streichen,
Die Zukunft wimpelt hoch, der Nebel sinkt, —
Schon will die letzte Dunkelmauer weichen.

Es glüht die Stirn. Das neue Leben schlägt
Euch in den Adern. Ihre jungen Lider
Öffnet die Freiheit, und die Liebe trägt
In vollen Schalen Frieden zu euch nieder.

Das Bannerzeichen blinkt und glüht. — Es steht
Hellrot wie Blut ein Leuchten in der Ferne —
Es ist ein Ziel gesteckt — die Flagge weht —
Rot ist ihr Tuch und golden ihre Sterne . . .

Franz Evers.

Vor Sonnenaufgang.

Noch schleicht und noch kriecht und noch fließt in den Höhn
Die Nacht im schwarzdunklen Gewande,
Und es geht wie ein Wimmern, und es geht wie Gestöhn
Hin über die schauernden Lande.
Und es geht wie ein Wimmern, und es geht wie ein Schrei
Durch die Luft, die schattige, tote:
Du leuchtender Tag, du kommst nimmer herbei
Mit dem flimmernden Sonnenrote! —

Doch in das Wimmern, da jauchzt und gellt
Es hinein wie ein Sturm, wie ein Singen,
Und ein Morgenlicht braust durch die Welt . . durch die Welt
Und die Herzen durchschauert sein Klingen.
Eine junge Schar hält jubelnd die Wacht
Und kämpft mit dem nächtigen Wahne . . .
Und über ihr rauscht durch die Nacht . . . durch die Nacht
Weltendurchwallend die Fahne.

Und dunkelvertreibend, der Nacht zum Fluch,
Gleich dämmerverscheuchendem Blitze
Sprüht über dem knisternden Purpurtuch
Glühgolden die Bannerspitze . . . .

So segne Dich Gott, Du jungfrische Schaar —
Blick auf zu dem heiligen Zeichen,
Das über Dir rauscht, rotblutig und klar,
Vor dem die Schatten entweichen.
Schon sprüht es im Ost, eine Fackel erglimmt,
Wie vom Weltgeist angezündet,
Und ein rosiger Streif schon am Himmel schwimmt,
Der den Tag Dir, die Sonne verkündet.

Und der Frühwind haucht in das Banner Dir
Und die Wolken entfliehen und entwallen,
Auf dein goldüberschimmertes Blutpanier
Wird der erste Lichtstrom fallen.
Der erste Lichtstrom, sprühend und rein,
Er wird auf Dich niedersinken,
Und im ersten, silbernen Frührotschein
Wirst Du Freiheit und Liebe trinken.

O Du erster Strahl und Du heiliger Strahl,
Du wirst uns berücken, berauschen.
Und ein weinender, jubelnder Morgenchoral
Soll zu Deinen Höhen rauschen,
Sieh, das Banner fliegt und das Banner weht
Und es führt uns zur Freiheitswonne . .
Heil, Brüder, die Nacht . . die Nacht vergeht
Und die Sonne kommt . . . die Sonne!

Carl Busse.

Aprilsonne.

Es wallen Rosenwogen durch die Lüfte,
Es quellen durch den Aether Frühlingsdüfte,
Am Saum der Wolken spielt's wie Sonnenglanz,
Von Purpurschleiern ist ihr Leib umfloßen,
Die Erde schmückt ein frischer grüner Kranz
Und blühendes Rot hat hold sie übergossen.

Und immer heller wird das rosige Schimmern,
Die Luft durchrieselt's wie ein Sonnenflimmern,
Sie steigt herauf, des Lichtes Königin.
Ums Haupt die blitzende Demantenkrone,
Sie steigt herauf, die Weltbeherrscherin,
Und neues Leben sprüht vom Himmelsthrone.

Hei wie es leuchtet, wie es niederglutet,
Wie's frühlingsmächtig in die Seele flutet —
Auf Stirn und Wangen liegt's wie Maienlicht,
Im Auge schimmert junge Lenzeswonne —
O Nacht, o Nacht, dein dumpfer Bann zerbricht,
Dein Scepter liegt zerschellt vom Blitz der Sonne.

Allmutter du, du Urquell alles Lebens,
Du Himmelsleuchte, Endziel unseres Strebens,
Weit über die Lande fließt dein Strahlenmeer,
Die Knospe schwillt, berauscht von Deinen Küssen,
Entflohen ist der Hölle Schattenheer,
Dem fliegenden Lichte hat es weichen müssen.

Aus tiefstem Innern drängt es dir entgegen,
Du Göttin der Welt, die Pulse heiß sich regen,
Im wahrheitsdurstigen Busen lebt und glüht
Von reinem Sonnengold ein heiliger Funken
Ein Kranz von Rosen unser Haupt umblüht,
Es pocht das Herz, von Licht und Schönheit trunken.

Ein Siegesleuchten blitzt von Firn zu Firne —
Das Auge wird heller, heller wird die Stirne —
Auf, Brüder, auf! Zertrümmert den Bau der Nacht,
Laßt kampfesfreudig uns um Höchstes ringen
Und zu der Purpurrosen blühenden Pracht
Den Lorbeer um die klopfenden Schläfe zwingen.

Franz Evers.

Vision.

Noch vor einer Stunde war es ganz klar und am Himmel zogen die weißen, lichten Wolkenrosse und lächelte Zeus.

Jetzt eilen droben dahin in tollem Jagen die schwarzmähnigen Sturmrosse, vor denen alles zittert: das Wasser, die Bäume, der Mensch.

Ganz dunkel der Himmel; es muß sich etwas zutragen dort oben, ich höre Sensen klingen und klirren und durch die Lüfte hallt es wie: Freiheit . . . Freiheit . . . Freiheit! Manchmal taucht auch für Augenblicke ein blutroter Feuerschein auf, aber es sind keine Blitze, und manchmal dröhnt es dumpf wie Kanonengebrüll und Büchsengeknatter, aber es ist nicht der Donner. Dann wieder ein Rauschen und Branden wie von schwer im Winde flatternden und ziehenden Fahnen, ein Marschgetöse, ein Wogen und Dröhnen, als ob Hunderttausende jauchzend dahinschritten; Todesschrei und dumpfes Stöhnen und endlich ein Himmel und Erde durchdonnerndes: Sieg . . . Sieg!

Die Geschütze schweigen, aber die Sensen klirren und klingen immerzu! Freiheit . . . Freiheit; große rote Blutlachen stehen jetzt wieder zwischen den Wolken, und die Sturmrosse jagen hin und her mit den schwarzen, flatternden Mähnen.

Carl Busse.

Licht-Heiland.

Wenn die Felsen fallen,
Wenn die Fahnen wallen,
Wenn die Wimpel frei von den Türmen weh'n,
Wenn Freiheitsdüfte
Und rosige Lüfte
Aufatmend über die Lande geh'n,

Wenn die Sicheln klingen,
Wenn die Schnitter singen
Das Lied der Freude hell und rein
Wenn auf Straßen und Wegen
Und Blumengehegen
Hell schimmert der Liebe Morgenschein,

Dann kommst Du — und betend
Knieen wir nieder,
Auf sonnigen Schwingen
Naht Dein Licht;
Die Schatten zertretend
Stürmt es hernieder —
Tiefrauschendes Klingen
Ans Ohr uns bricht

Von Posaunentönen
Die Weiten erdröhnen,
Der Zukunft Glocken
Läuten dumpf —
Lichtstürme sausen,
Lichtchöre brausen,
Lichtstimmen frohlocken:
Triumph! Triumph!

Franz Evers.

Inhalt.

Julius Panselow:

Druck der Münchner Handelsdruckerei & Verlagsanstalt M. Poeßl, München.

Vögl